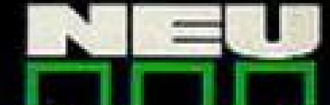
2,00 DM / Band 768
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Lady Bluthaar

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Lady Bluthaar

John Sinclair Nr. 768

von Jason Dark

erschienen am 23.03.1993

Titelbild von Boris Vallejo

Sinclair Crew

Lady Bluthaar

Es war ein Bild des Elends, aber Camacho, der Aufseher und Sklaventreiber, genoß es, wenn er auf dem Deck neben der großen, offenen Luke stand, von wo aus er in den Bauch des Schiffes schauen konnte.

Dort unten lag die Brut!

Schreiend, wimmernd und klagend. Männer, Frauen und Kinder. Gezeichnet von einer Krankheit, die sich längst zu einer Geißel für die Menschen entwickelt hatte.

Durch die Pest!

Man hatte ihr auch einen anderen Namen gegeben. So wurde sie als der Schwarze Tod bezeichnet.

Sicher war nur, daß die Menschen, die von der Pest befallen waren, keine Chance mehr auf Heilung hatten und einen schrecklichen Tod erleiden würden.

Da es sich bei der Pest um eine ansteckende Krankheit handelte, durften die Infizierten nicht länger dort bleiben, wo sich die Lebenden aufhielten. Man mußte sie in bestimmte Gebiete schaffen, wo sie niemanden mehr anstecken konnten.

Dazu waren die Inseln vor der korsischen Küste vorgesehen worden. Dort lebte kein Mensch. Nicht einmal Ratten sollte es dort geben. Seefahrer hatten dies auch dem König von Frankreich gemeldet, und der war natürlich froh über den Hinweis gewesen. So hatte er endlich einen Platz, zu dem er die Kranken hinschaffen konnte. Auf diesen Inseln sollten sie unter sich sein und ihre letzten Tage verbringen.

Natürlich wußten die Kranken selbst, welches Schicksal sie erwartete, aber sie waren einfach zu schwach, um dagegen zu protestieren. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben und höchstens klagend und bittend ihre Hände dem an der Luke stehenden Mann entgegenzustrecken, der aber nur mit verächtlichen Blicken auf sie niederschaute, hin und wieder seine Peitsche ausrollte und sie über den Köpfen der Bedauernswerten herpfeifen ließ.

Daß er dabei auch dünne Arme, ausgemergelte Körper und verzerrte Gesichter traf, störte ihn nicht.

Gewalt hatte immer zu Camachos Leben gehört. Einst war er einer der gefürchtetsten Piraten gewesen, die das ligurische Meer unsicher gemacht hatten. Er hatte es vor allen Dingen auf die reich beladenen Schiffe der Kaufleute aus Genua abgesehen und reichlich Beute gemacht. Dann war er in eine Falle gelaufen. Man hatte ihn nach einem wilden Kampf gefangengenommen und eingekerkert.

Unter der Folter hatte er nichts gestanden, die Quälereien hatten ihn nur noch härter werden lassen.

Das war nicht ohne Eindruck bei Hofe geblieben. Bis in den Dunstkreis des Königs hatte sich seine Härte herumgesprochen, und der König selbst hatte gehandelt.

Er brauchte jemanden, der das Schiff mit den Kranken kommandierte. Es sollte die Strafe für Camacho sein. Wenn er sie auf den Inseln abgesetzt hatte, sollte er nicht nur frei sein, sondern wieder in den Dienst des Königs treten können, aus dem er einmal desertiert war, um Pirat zu werden.

Er würde sogar sein eigenes Schiff bekommen, und das hatte ihn natürlich gereizt. Da war es Camacho egal, welche Ladung er an Bord hatte. Er wollte sich nur immer weit genug von den Pestkranken

fernhalten, um selbst nicht angesteckt zu werden.

Man hatte ihm auch freie Hand gelassen, die Mannschaft zusammenzustellen.

Auf viele seiner ehemaligen Piraten hatte er verzichten müssen, weil sie nicht mehr am Leben waren. So hatte er sich, in den Kerkern umgesehen, auch dort manch bekanntes Gesicht getroffen und so seine Mannschaft komplettiert.

Es war alles bestens…

Er freute sich.

Und seine Männer würden auch später bei ihm bleiben. Sie waren ihm treu ergeben, gingen für ihn durchs Feuer. Sogar der Steuermann, der als Einzelgänger galt und sehr verschlagen war, gehorchte ihm.

Camacho war ein kräftiger Mann. Er sah nicht aus wie ein Pirat, zumindest fehlte ihm die Augenklappe, aber der dunkle Bart und auch das schwarze Haar wuchsen so dicht und wucherten dermaßen in die Höhe, daß sie eine Einheit bildeten und dem Gesicht etwas Düsteres und Drohendes gaben. In seinen kleinen, kalten Augen schimmerte oft genug der Haß auf alles, was nicht zu ihm gehörte, und ebenso haßte er die Pestkranken. Am liebsten wäre er zu ihnen hinabgestiegen, um unter ihnen einen Blutbad anzurichten, doch das konnte er sich nicht leisten. Man hatte ihn vor der Gefahr einer Ansteckung gewarnt. Deshalb blieb er lieber auf Distanz, um hin und wieder mit der Peitsche zuzuschlagen. Da konnte er seinem Haß dann freien Lauf lassen.

Wieder einmal umwanderte er die Luke. Er spie hinein, schlug gegen die Jammernden, die um Wasser baten und es auch bekamen. Camacho holte einen Mann aus der Mannschaft herbei.

»Gib ihnen Wasser!«

»Ja!«

Der Mann eilte weg.

Er kam zurück. In den beiden Ledereimern schwappte das Salzwasser aus dem Meer. Camacho ließ es sich nicht nehmen. Lachend leerte er die Gefäße über den Köpfen der Menschen und kümmerte sich nicht um deren Flüche.

Die Felsinseln lagen westlich von Korsika. Sie waren öde, und nicht mal er als ehemaliger Pirat wußte, ob es dort Wasser gab.

Er schaute hoch zu den Segeln, weil sie nicht so schnell vorankamen, wie er es sich vorgestellt hatte. Wenn der Wind nicht auffrischte, würden sie einige Stunden länger brauchen und auch den nächsten Tag noch durchsegeln. Das war in seinen Plänen nicht vorgesehen, deshalb verfluchte er innerlich den Wettergott.

Er ging zu seinem Steuermann. Mit besorgtem Gesicht stand der Lange, so wurde er wegen seiner Körpergröße genannt, am Ruder. Er hatte die Lippen geschürzt, die Augenbrauen zusammengezogen und

eine Strickmütze über seinen kahlen Schädel gestreift. Seine von Narben gezeichneten Hände hielten die Speichen fest.

»Wie sieht es aus?«

Der Steuermann schüttelte den Kopf. »Nicht gut, Camacho.«

»Warum nicht?«

»Der Wind.«

Camacho verengte die Augen. Er schaute auf das Meer hinaus, dessen Oberfläche sich in einer langen Dünung bewegte und das Schiff wie einen schwerfälligen Trog schaukeln ließ. »Was ist mit dem Wind?«

»Ich traue ihm nicht.«

Camacho nickte. »Sag mir den Grund.«

Der Steuermann rückte mit der Wahrheit heraus. »Du kennst mich, und du weißt, daß ich mich noch nie richtig geirrt habe, was die Prophezeiungen angeht.«

»Red schon.«

»Wir werden Sturm bekommen.«

Der Bärtige furchte seine Augenbrauen. »Na und? Was hat das zu bedeuten? Wir haben ein starkes Schiff. Kann uns ein Sturm aus der Bahn werfen?«

»Der kommende schon.«

»Erklär mir das!« Camacho hielt sich zurück. Normalerweise drehte er bei einem Überbringer schlechter Nachrichten durch, aber er traute dem Langen einfach zuviel Wissen zu, und er hatte sich tatsächlich so gut wie nie geirrt.

»Der Sturm kann sich zu einem Orkan entwickeln. Ich rechne damit, daß gegen Abend der Wind auffrischt. Wenig später werden wir dann in die Hölle hineingeraten. Wenn der Wind ständig wechseln sollte, kann es sehr schlimm für uns werden.«

Camacho fluchte. »Was soll ich tun?«

»Willst du das wissen?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Wir segeln weiter. Es hat keinen Sinn mehr, umzudrehen. Wir sind schon zu weit von der Insel weg. Wir müssen jetzt durchhalten, ob Sturm oder nicht. Außerdem würde er uns sowieso erwischen, auch wenn wir uns anders entscheiden.«

Camacho nickte. Manchmal bewunderte er die intelligente Ausdrucks-. weise seines Steuermanns.

Er stammte aus einer vornehmen Familie, hatte sogar Schulen besucht, konnte lesen, schreiben und rechnen. Nur war ihm das normale Leben zu langweilig gewesen, deshalb hatte er sein Wissen in den Dienst der Piraten gestellt.

Plötzlich kamen Camacho die Segel schlaff vor. Er hatte den Eindruck, daß sie immer mehr zusammenfallen würden und mußte davon ausgehen, daß der Wind schon jetzt abflaute. Irgendwann

würden sie in ein Loch hineinsegeln, bevor es dann zu einem Sturm oder einem Unwetter kam, das wie ein Monster war und alles in sich hineinfressen wollte. Gegen vieles konnten sie ankämpfen, nicht aber gegen die Unbillen der Natur.

Er fluchte leise.

»Ich kann es nicht ändern«, sagte der Steuermann.

»Weiß ich.«

»Was machen die Kranken?«

Camacho lachte. »Ich wollte, sie wären schon verreckt.«

Der Lange grinste nur. Er spürte, wie Camacho ihm auf die Schulter tippte. Er drehte den Kopf. Die beiden Männer waren allein. Bei diesem Seegang konnte der Steuermann das Ruder allein halten, und nur er und Camacho selbst wußten über das zweite Problem Bescheid, das sich bei ihnen an Bord befand.

»Ich werde jetzt zu ihr gehen!« flüsterte Camacho.

Der Steuermann nickte nur. »Wie lange bleibst du?«

»Weiß ich nicht.«

»Willst du sie fertigmachen?«

»Würde ich gern!« flüsterte Camacho. »Aber ich weiß nicht, ob sie auch die Pest hat.«

Der Lange mußte lachen. »Danach sieht sie mir nicht aus. Ich würde es an deiner Stelle versuchen.«

»Mal sehen.«

»Wissen die anderen Bescheid?«

»Nein, aber du weißt, wo du mich finden kannst. Es tut mir ja leid, diese Person zurückzulassen. Sie wäre für uns das Liebchen geworden.«

»Laß das nicht den König hören.«

»Eben.« Camacho fuhr an seinem Hals mit der flachen Hand entlang. »Ich will meinen Kopf noch behalten.«

»Das meine ich auch.«

Der Bärtige schlug dem Steuermann auf die Schulter und verließ den Platz. Am Heck des Seglers befanden sich die Räume, die den Offizieren und dem Kapitän vorbehalten waren, aber auch für Gäste waren Kajüten eingerichtet worden.

Es war unerträglich heiß auf dem Wasser. Die Sonne stand als fahler Fleck am Himmel, und ihr Kreis verschwamm hinter einem dunstigen Schleier. Sie stach auf das Meer nieder, sie schien den Wind zu schlucken, denn die mächtigen Segel verloren immer mehr von ihrer Prallheit und wurden allmählich schlaff.

Camacho fluchte sich die Seele frei. Die Fahrt stand unter keinem günstigen Stern, das hatte er mittlerweile herausgefunden. Wenn der Wettergott durchdrehte, konnten auch die Menschen nichts mehr unternehmen. Da waren sie hilflos.

Das Jammern der Pestkranken störte ihn. »Gebt ihnen die Peitsche, bis sie ruhig sind!« fuhr er seine Leute an. »Ich… ich kann es nicht mehr hören.«

Er wartete nicht, bis der Befehl ausgeführt wurden, sondern begab sich unter Deck.

Dabei hatte Camacho das Gefühl, in einen feuchten warmen Schwamm einzutauchen. Die Luft hier stand zwischen den Wänden. Sie war kaum zu atmen. Sie roch nach Schimmel, aber auch nach Schweiß. Wer es hier unten aushalten mußte, hatte wirklich schwer zu leiden. Nicht ein Windhauch brachte Bewegung.

Obwohl Camacho nur eine ärmellose Weste über seinen nackten Oberkörper gestreift hatte, lief ihm schon sehr bald der Schweiß in Strömen über die Haut.

Der Raum, den er anvisierte, lag ganz hinten. Er schloß praktisch mit dem Heck ab. Mochte er auch besser eingerichtet sein als die anderen, er war und blieb ein Gefängnis. Ein breiter Eisenriegel blockierte die Tür. Man mußte schon Kraft aufwenden, um ihn zurückzuzerren.

Die Kraft hatte er.

Camacho öffnete den Mund und holte tief Luft. Er wischte noch einmal mit dem behaarten Handrücken über seine Stirn, bevor er die Tür aufriß und eintrat.

»Was willst du Schwein?« wurde er empfangen und spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg, denn gesprochen hatte eine Frau…

***

Und welch eine Frau!

Wenn es je eine fleischgewordene Sünde gab, vor der die Pfaffen so gern warnten, dann war sie es, die auf den Namen Isabella hörte. Die Frau saß auf dem Bett, umgeben von seidigen Kissen und schaute Camacho aus eisigen Augen an.

Der Mann grinste verlegen, weil er sich unwohl und dieser Person unterlegen fühlte. Sie hatte einmal zum Hofstaat des Königs gehört und war seine Geliebte gewesen. Dann allerdings hatte sie eine zu große Macht haben wollen und war als Intrigantin aufgefallen. Der König hatte um seinen Einfluß gefürchtet und seine Geliebte verbannt. Er wollte sicher sein, daß sie nicht mehr zurückkehrte und hatte sie deshalb mit auf die Reise geschickt. Sie würde mit den Pestkranken von Bord gehen und bei ihnen bleiben.

Isabella wußte das. Sie hatte es erst erfahren, als sie sich an Bord des Schiffes befand, aber sie war nicht in Ohnmacht gefallen und hatte auch keine Schreikrämpfe bekommen. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden, was Camacho wiederum ärgerte, denn er war es nicht gewohnt, daß Verurteilte so reagierten.

Und sie war schön, so verdammt schön. Schön wie die Sünde. Ihr

Haar mußte aus einer Laune der Natur entstanden sein. Es wuchs viel länger als die Haare der anderen Frauen. Man konnte es schon mit einem großen Schleier vergleichen, und es schimmerte wie Blut. Es war so außergewöhnlich, wie Camacho es noch nie bei einer Frau gesehen hatte. Einmalig war auch das feingeschnittene Gesicht mit der Samthaut und den hochstehenden Wangenknochen. Eine kleine Nase, Katzenaugen, ein voller Mund, die schlanke Linie des Halses, zu dessen Seiten sich die beiden wohlgerundeten Schultern ausbreiteten, die in einem perfekten Verhältnis zu ihrem Körper standen.

Isabella trug ein Sommerkleid, als hätte sie es bewußt übergestreift, um die Männer zu verführen. Es war aus einem hellen, durchsichtigen Stoff gefertigt worden, der aussah, als wäre er gehäkelt. Der Stoff umspannte ihre Gestalt wie eine zweite Haut.

Camacho starrte auf ihre Brüste, die sich unter dem Stoff abzeichneten. Als sein Blick tiefer wanderte, wußte er sofort, daß sie auch keinen Slip trug.

Der Mann atmete schwer. Er konzentrierte sich auf ihre Hände mit den langen Fingern, die sie im Schoß gefaltet hatte.

Isabella kannte die Gier der Männer. Sie hatte das auch ausgenutzt und mit ihnen gespielt, bis sie den Bogen eben überspannt hatte.

Er trat langsam näher. Auch hier war die Luft um keinen Deut besser. Sie roch nur nach ihrem Parfüm.

»Hau ab!«

Er blieb stehen und grinste. »Nein, ich gehe, wann ich es will. Vergiß nicht, daß du mir gehörst.«

Isabella schaute ihn so verächtlich an, daß ihn der Zorn wie eine Welle überfiel. Automatisch hob er seine rechte Hand. Es sah aus, als wollte er sie schlagen, und die Frau reizte ihn zusätzlich. »Na los, tu es doch! Mach es…«

Er schüttelte den Kopf. »Angst?«

»Ich brauche keine Angst zu haben!« flüsterte er.

»Ich auch nicht.«

»O doch, du mußt Angst haben, wenn wir dich abladen. Du wirst auf der Insel ausgesetzt, zusammen mit den Pestkranken. Du wirst eingehen, du wirst verfaulen wie ein Apfel, der vom Baum her auf den Boden gefallen ist, und ich werde daran denken.«

»Glaubst du?«

»Ja, das glaube ich.«

»Aber ich nicht«, sagte sie leise. »Ich glaube es nicht, ich werde es auch nicht glauben, denn es gibt viele Dinge, die du nicht verstehst. Ich werde die Insel überhaupt nicht erreichen, zumindest nicht so, wie du es dir gedacht hast.«

»Du lügst!«

»Nein, ich lüge nicht. Dies wird eure letzte Fahrt sein. Ihr habt euch

übernommen, ihr werdet es nicht schaffen, denn viele sind gegen euch, Camacho.«

»Nie!«

»Doch! Ihr habt euch geirrt! Ihr habt euch alle geirrt. Selbst der König und sein Gefolge. Er wird irgendwann noch einmal an seiner Arroganz ersticken, das schwöre ich dir. Mich zu verstoßen, war ein Fehler, ein sehr großer sogar. Er hätte wissen sollen, daß es Menschen gibt, die den Tod nicht fürchten, und ich gehöre dazu.«

»Das sagst du nur so!«

»Du wirst es erleben!«

Camacho fühlte sich immer unwohler. Er war auch mit dem Gedanken einer Vergewaltigung bei ihr erschienen, doch jetzt spürte er, daß er das nicht schaffen würde. Ihre Sicherheit war einfach zu groß. Es kam ihm vor, als sei er der Gefangene, nicht sie.

»Willst du nicht doch gehen?«

Camacho schüttelte den Kopf. Er suchte nach einer Drohung, mit der er sie einschüchtern konnte.

»Hast du das Schreien der Pestkranken nicht gehört? Ihr Wimmern, Klagen und Jammern.«

»Das habe ich.«

»Bald wirst auch du so schreien, das kann ich dir versprechen. Wenn du erst auf der Insel bist…«

»Bist du bereits tot!«

Er ballte die Hände zu Fäusten. »Ich bin nicht unsterblich«, flüsterte er. »Aber ich habe bisher alles überlebt. Die Gefangenschaft und eine erbarmungslose Folter. Keiner konnte mich in die Knie zwingen, und auch du wirst es nicht schaffen.«

»Ich nicht«, gab sie zu, »aber ein anderer.«

»Wer denn?« höhnte er. Die Antwort hatte ihm wieder Mut gegeben. So konnte nur jemand reden, der von nichts eine Ahnung hatte. »Wer soll denn schon stärker sein?«

Sie schaute ihn an. Ihre Augen sahen aus wie Glas, hinter dem Feuer loderte. »Du hast den Joker vergessen«, flüsterte sie. Dabei strich sie durch ihr Haar. Sie drückte es in Wellen hoch, ließ es wieder zurückgleiten, und es sah so aus, als würde Blut durch ihre Finger rinnen. »Es gibt einen Joker, einer, der, wenn er will, die Geschicke der Welt lenken kann. Denk daran.«

»Wer ist es?« schrie er.

»Der Teufel, Camacho! Es ist der Teufel!« Isabella sah, wie der Bärtige zusammenzuckte und den Kopf zur Seite drehte. Wie viele Piraten war auch er abergläubisch und hatte Furcht vor dem Satan und der Hölle. Sie segelten manchmal wie die Teufel, sie riefen ihn auch oft an, sie spuckten ihm ins Gesicht, aber sie hatten dennoch einen höllischen Respekt vor ihm. Zudem wußte er, daß es Menschen

gab, die einen besonders guten Draht zum Teufel hatten. Auch Frauen, und die wurden dann als Hexen gejagt und getötet.

War Isabella eine Hexe?

Er schaute sie wieder an - und erbleichte.

Sie hatte ihre Haltung nicht viel verändert, die langen Beine etwas angezogen, so daß sie nur noch leicht gestreckt waren. Dennoch hatte sich etwas Gravierendes verändert.

Isabella saß nicht mehr auf dem Bett.

Sie schwebte etwa eine halbe Armlänge darüber und lachte dabei wie eine Siegerin…

***

Das Lachen traf ihn schwer. Er verglich es mit Messerstichen, die tief in ihn eindrangen, aber den Körper dabei nicht verletzten, sondern seine Seele.

Er atmete durch den offenen Mund. Daß dabei auch Stöhnlaute über seine Lippen drangen, amüsierte sie, und sie lachte diesen Mann weiter aus, der sich so hilflos fühlte.

Sie verspottete ihn. »Willst du nicht herkommen? Du wolltest doch mit mir ins Bett, mich vergewaltigen. Das habe ich an deinen Blicken erkannt. Los, ich warte auf dich. Du kannst gern kommen. Ich bin darauf gefaßt.«

Er schwieg.

Kalt und heiß rannen die Schauer über seinen Körper. Die Augen brannten und schmerzten, als würden sie allmählich aus den Höhlen quellen. Für Camacho war eine Welt zusammengebrochen.

Er atmete schnaufend durch die Nase und glaubte, einen leichten Schwefelgeruch festzustellen. Er räusperte sich.

»Nun…?«

Er wollte nicht mehr hinsehen, schloß die Augen. Sein Schiff war verflucht. Sie hatten den Teufel an Bord. Zwar nicht direkt, aber die Frau war ebenso schlimm. Ein böses Omen, vor dem sich alle Seeleute fürchteten. Wenn er seinen Männern davon berichtete, würden sie durchdrehen, jammern, wehklagen und sich kaum noch von den Pestkranken unterscheiden.

Ein Fluch hatte sie getroffen.

Der Fluch des Weibes!

Er ging zurück und öffnete erst dann seine Augen. Wieder erwischte ihn das kalte Grauen.

Die Frau schwebte noch immer.

Diesmal vor dem Bett, und sie blieb in dieser Haltung. Das böse Lächeln hatte ihr Gesicht zu einer Maske werden lassen, und ihr Körper bewegte sich immer mehr auf ihn zu. Sie streckte den rechten Arm aus und winkte mit dem Zeigefinger.

»Wolltest du nicht kommen, Camacho? Wolltest du mich nicht in deine Arme schließen?«

Er schwieg.

»Komm schon, Süßer…«

Er ging zurück. Der Mann, der seine Peitsche perfekt beherrschte und sie auch immer wieder einsetzte, war nicht mehr als ein zitterndes ängstliches Bündel. Dieser Raum war für ihn zu einer verfluchten Falle geworden, aus der er so leicht nicht mehr entkam. Das Grauen hatte ihn mit der Wucht eines Hammerschlages erwischt, und er wußte nicht, wie er ihm noch entgehen sollte.

Er prallte gegen die Tür.

Isabella schwebte weiter. Sie strich sogar mit den Handflächen über ihre Brüste, sie hob sie an, umkreiste mit den Fingern beide Warzen, als wollte sie sich selbst verrückt machen. Er starrte auf ihren Körper. Ihre Beine zuckten, ›öffneten‹ sich, und aus seinem Mund drang ein tiefes Stöhnen, das schon eher dem Geräusch eines Tieres als dem eines Menschen glich.

Er mußte hier weg! Wenn sie ihn zu fassen bekam, war es vorbei, dann würde er sich nicht mehr wehren können. Sie war furchtbar und grauenhaft. Hinter dem Gesicht des Engels verbarg sich die Fratze des Teufels.

Selbst sichere Bewegungen mißlangen ihm. Als er nach dem Knauf fassen wollte, rutschte seine Hand ab. Er griff daneben, mußte noch einmal nachfassen und konnte die Tür endlich aufzerren.

Bevor er floh, warf er noch einen hastigen Blick über die Schulter zurück.

Isabella schwebte noch immer über dem Boden. Sie lächelte ihm zu, aber in den Augen loderte etwas, das ihm Angst machte. Er verglich es mit dem Feuer der Hölle, stöhnte auf, warf sich nach vorn und rammte die Tür wieder zu.

Mit zitternden Händen umklammerte er den Riegel. Er mußte sie wieder einsperren, sie durfte nicht freikommen und die anderen verrückt machen. Das war schlecht für das Schiff und die Besatzung.

Es würde zum Aufruhr kommen, denn seine Leute waren nicht weniger abergläubisch als er.

Camacho hastete durch den mit Dämmerlicht gefüllten Bauch des Seglers. Er stieß einige Male irgendwo gegen und wußte nicht einmal, wie die Hindernisse aussahen.

Weg, nur weg.

Erst als er das Jammern der Kranken hörte, wurde ihm bewußt, daß er diese Vorhölle endlich hinter sich gelassen hatte. Er stolperte über Deck, naßgeschwitzt, die Panik noch immer im Gesicht, und er ließ sich auch nicht ansprechen.

Ihm fiel nicht auf, daß der Wind so gut wie eingeschlafen war. Die

Segel hingen fast schlaff von den Masten, und auch die Warnung hörte er erst, als es zu spät war.

Da trat er bereits ins Leere.

Camacho schrie, als er fiel. Eine weiche Masse fing ihn auf. Einen Moment später griffen Hände nach ihm. Er spürte die Finger überall, auch die Füße und die Leiber, die gegen ihn stießen, sich bewegten, sich rollten und so aussahen, als wollten sie ihn unter sich begraben.

Da wußte er Bescheid.

Er war in die Pestgrube des Schiffes gefallen. Wie im Sumpf steckte er fest. Die Hände hatten nach ihm gegriffen und ihn umklammert. Aber sie waren zu schwach, um ihn halten zu können. Immer wieder rutschten sie kraftlos ab. Ihre Haut war zudem glatt und glitschig geworden, da sie sich im Zustand der Auflösung befand. Es war furchtbar für Camacho. Denn nun war genau das eingetreten, vor dem er sich gefürchtet hatte.

Er brüllte und richtete seinen Blick nach oben, wo er die Gesichter seiner Männer sah. Die Leute umstanden den Rand der Pestgrube und starrten auf ihn nieder.

»Holt mich hier raus!« brüllte er. »Holt mich von diesen verfaulten Leibern weg!« Er streckte ihnen die Arme entgegen und unterschied sich in dieser Haltung nicht von den anderen Pesttoten.

Selbst dem Steuermann waren die Schreie nicht entgangen. Er hatte seinen Platz am Ruder verlassen, schaffte sich freie Bahn, indem er diejenigen wegstieß, die ihn behinderten.

Sein Gesicht zuckte nur, als er Camacho in der Pestgrube liegen sah. »Holt ein Seil!« schrie er dann.

Als nicht sofort reagiert wurde, schaffte er sich durch Tritte Respekt.

Kurze Zeit später flog das Seil in die Pestgrube. Drei Männer hielten es. Zahlreiche Hände versuchten es zu packen. Die Kranken wollten aus ihrer Hölle heraus. Da war Camacho schneller. Brutal stieß er die anderen aus dem Weg. Er schlug sich das Tauende um den rechten Arm und hielt es auch noch mit der linken Hand fest, als er zu dem Steuermann hochschaute.

Ein vierter kam noch hinzu. Gemeinsam schafften es die Männer, Camacho aus der Grube zu ziehen. Er bebte, er jammerte und fluchte auch. Selbst als er festen Boden unter den Füßen spürte, konnte er sich kaum beruhigen. Keiner war da, der ihn fassen wollte. Die Männer wichen vor ihm zurück, als hätte er schon jetzt die Pest bekommen.

»Was glotzt ihr so?« brüllte er, zog seine Peitsche, schlug wahllos um sich, traf auch einige Körper, bis ihm der Steuermann den Arm auf den Rücken drehte.

»Laß es. Geh baden!«

Camacho nickte. Baden, das bedeutete nichts anderes, als in ein Faß zu steigen und sich abzuwaschen. Es stand am Bug des Schiffes, wo

auch einige Hängematten hingen. Sie waren leer. Erst am Abend würden sie sich füllen.

Camacho zog sich aus.

Das Faß war gut gefüllt. Der Steuermann blieb bei ihm und schaute zu, wie Camacho hineinstieg.

Noch immer hatte er sich nicht beruhigen können. Zwar schrie und tobte er nicht mehr, aber in seinem Gesicht stand das blanke Entsetzen.

Das sah auch der Lange. »Was ist geschehen?«

»Ich war bei ihr.« Er sprach sehr leise.

»Und?«

»Ich… ich erlebte das Grauen. Ich glaube… nein, das kann ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Sie ist… sie ist eine Hexe…« Er hatte es nicht sagen wollen, aber jetzt war es heraus, und selbst der abgebrühte Steuermann erbleichte. Er trat zurück, schlug ein Kreuzzeichen, das Camacho bewußt nicht wahrnahm, weil er damit beschäftigt war, sich zu reinigen. Er scheuerte über seinen Körper, als wollte er selbst die Haut abreiben. Erst als er aus dem Bottich stieg, stellte der Lange eine nächste Frage.

»Wirklich eine Hexe?«

Camacho nickte nur.

»Und weiter?«

Der Angesprochene griff nach seiner Kleidung und streifte sie über. Eine weitere Erklärung gab er nicht. Er wollte nicht noch mehr Unruhe stiften…

***

Am späten Nachmittag verdunkelte sich der Himmel, und am frühen Abend brach der Sturm los.

Die Männer kannten sich aus und hatten die entsprechenden Vorbereitungen getroffen. Das bewegliche Gut war so gut wie möglich festgezurrt worden, man hatte die meisten Segel eingeholt, doch als sie dann den Himmel betrachteten, verließ sie der Mut.

Er war düster. Er war anders. Er setzte sich aus den Farben Schwarz und Grau zusammen, und diese wiederum zogen sich zu einem Mittelpunkt hin zusammen, der gelblich schimmerte und wie das Auge eines Raubtieres wirkte.

»Höllenauge«, flüsterte jemand und schüttelte sich. »Der Satan schaut uns ZU.«

Die anderen nickten. Sie waren käsig geworden. An Deck fühlten sie sich verloren, und sie klammerten sich schon jetzt an den gespannten Tauen fest, als wäre der Sturm bereits dabei, seine mächtigen Wellen über das Schiff zu schleudern.

Einige sahen aus, als hätten sie Magenschmerzen. Sie hätten sich überall hingewünscht, nur nicht dort, wo sie standen, und selbst die Pestkranken waren verstummt. In düsteres Schweigen eingepackt lagen sie in ihrer Luke. Nur ab und zu stöhnte jemand auf. Aber es gab auch einen, der seine Stimme erhob. Als er laut redete, da hörte es sich an, als würde er aus einem offenen Grab sprechen.

»Ihr Hundesöhne, ihr Verfluchten der Hölle. Es ist die Rache des Himmels, der euch diesen Sturm schicken wird. Ihr werdet verrecken, ersaufen, jämmerlich ertrinken, das Meer wird euch fressen, wie es schon viele andere vor euch gefressen hat. Es gibt kein Entrinnen. Wer die Hölle reizt, der kommt darin um…«

Jeder hörte die Worte. Sie waren für die Männer wie ein Fluch. Selbst in den entferntesten Ecken des Decks waren sie zu vernehmen, und sie trafen die Besatzung wie wuchtige Hammerschläge.

Keiner traute sich, eine Antwort zu geben. Doch wie auf ein geheimes Kommando hin richteten die Männer ihre Blicke auf Camacho. Von ihm erwarteten sie eine Erwiderung.

Der Mann stand in der Nähe des Hauptsegels. Auch er hatte alles verstanden, doch sein Kopf blieb dumpf und leer. Er wollte nicht akzeptieren, was man ihm und den Leuten gesagt hatte. Vor allen Dingen wollte er nicht sterben, sondern seinen Auftrag zu Ende bringen. Seit seinem Besuch bei dieser Frau war er ein anderer geworden. Er litt unter Qualen, er hatte Angst, und sein Gesicht war grau geworden, als hätte er in seiner Phantasie etwas Furchtbares gesehen.

Deshalb schwieg er.

Die Männer schwiegen ebenfalls, denn sie sahen, wie Camacho seinen Kopf zur Seite drehte.

Keiner begriff ihn, keiner fragte ihn, doch ihr Schweigen war Antwort genug.

Auch der Steuermann wußte Bescheid. Sein Blick war gläsern geworden, und er schaute über das Deck wie jemand, der zu einer Puppe geworden war. Selbst das Wasser hatte sich verdunkelt, als würden sich Teile der Wolken darin widerspiegeln. Sie sahen aus wie mächtige Schleier oder der gefrorene Atem eines Ungeheuers.

Die See war glatt. Nicht einmal kabbelige Wellen sorgten für Bewegung. Die Natur holte noch einmal Atem, um den gewaltigen Sturm aus dem Gefängnis zu befreien.

Dann hörten sie das Geräusch!

Es war kaum mit Worten zu erklären und auch nicht zu fassen. Irgendwo in der Ferne, zwischen Himmel und Meer lauerte ein Untier, das seinen Atem mit gewaltigen Geräuschen ausgestoßen hatte. Ein Jaulen und Pfeifen, ein tiefes Röhren. Dazwischen das Winseln und Schreien, als wäre ein Folterknecht dabei, sich endlich an seinen

Opfern auszulassen.

»Das ist der Tod!« rief der Steuermann, der so etwas schon erlebt und nur mit Glück überstanden hatte.

Keiner widersprach ihm.

Die Männer klammerten sich noch fester an die längs und quer gespannten Taue.

Die Luke mit den Gefangenen war nur oberflächlich abgedeckt worden. Das Holz war für andere Dinge gebraucht worden, und plötzlich heulte die erste Bö heran, und sie brachte eine meterhohe Welle mit.

Der Segler stand ihr im Weg. So schnell konnte er auch nicht manövriert werden. Die Männer waren steif, völlig bewegungslos. Sie schauten dem heranrasenden Tod entgegen, sie hörten das Rauschen und sahen darüber dem irren Spiel der Wolken zu, die sich in einen Kreisel hineindrehten.

Mit immenser Kraft hämmerte die Welle gegen die Backbordseite des Schiffes, das diesen entfesselten Kräften der Natur keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Der Segler wurde zu einem regelrechten Spielball. Die Macht des anstürmenden Wassers schleuderte ihn in die Höhe, warf ihn nach Steuerbord über, und es gab keinen Mann, der sich dabei noch hätte auf den Beinen halten können.

Die Schreie der Besatzung mischten sich in das gewaltige Toben und Krachen.

Das Schiff wurde durchgeschüttelt. Planken brachen, erste Wasserströme drangen ein, aber der Segler richtete sich wieder schwerfällig und unter gewaltigen Mühen auf.

Das Material ächzte und schrie, als bestünde es aus Menschen, die in einen gläsern wirkenden Wasserschwall eingepackt waren.

Die ersten Männer waren über Bord geschwemmt worden. Sie wirkten so kraftlos und erinnerten an Puppen, die ein Riese nicht mehr als Spielzeug hatte haben wollen. Sie wurden durch die Wellen geschleudert und landeten in der kochenden See.

Camacho hatte sich noch gehalten. Mit beiden Händen klammerte er sich an einem Tau fest. Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten. Als das gurgelnde und brodelnde Wasser schließlich zurückfloß und sich das Schiff aufgerichtet hatte, da kam es ihm vor, als wären ihm die Arme aus den Schultern gerissen worden.

Es gab nichts mehr zu befehlen. Eine Ordnung existierte nicht mehr. Hier war sich jeder selbst der nächste. Es ging nur darum, sein Leben zu retten.

Camacho wußte, daß dies erst der Anfang war. Er kannte die See. Sie war wie ein hungriges Tier, und sie würde erst aufhören, wenn sie alles verschlungen hatte und gesättigt war.

Camacho konnte wieder Luft holen. Ihm war kalt, er zitterte, und er

dachte an Isabella, die schöne Frau. Nein, nur äußerlich war sie schön. Innerlich war sie verfault, denn sie gehörte zu den Günstlingen des Teufels, sie war eine Hexe.

Über ihm heulte es. Der Sturm sammelte sich wieder. Das Wasser schlug über. Das Schiff hatte bereits eine Schräglage eingenommen, als die nächste Welle heranrollte.

Sie war die Pranke des Raubtiers, denn sie schlug mit einer ungeheuren Wucht zu. Sie jagte auf das Deck, sie hämmerte gegen die Masten und knickte sie kurzerhand weg. Dieser Wucht konnte kein Mast Widerstand entgegensetzen.

Camacho hörte das Brechen, dazwischen die Schreie der Leute, als der Hauptmast auf das Deck krachte und einige Männer erschlug. Camacho hatte Glück. Zwar wurde er auch getroffen, aber nicht tödlich. Etwas Hartes erwischte seinen Rücken. Er kam nicht dazu, einen Schrei auszustoßen, denn in seinen schon offenstehenden Mund gurgelte Wasser. Er mußte es schlucken, er bekam keine Luft mehr, und die nächste Welle schwemmte ihn einfach weg.

Camacho schaffte es auch nicht mehr, sich an dem quer gespannten Tau festzuhalten. Das gurgelnde und strudelnde Wasser zerrte den Körper mit. Obwohl er um sich schlug, fand er nichts, woran er sich hätte festhalten können. Aber er sah die Männer, die sich in der gleichen Lage befanden wie er.

Sie huschten an ihm vorbei, auch den Steuermann entdeckte er.

Der Lange lag auf dem Rücken. Sein haarloser Kopf wirkte wie eine Kugel, die jemand abgestoßen hatte, um sie auf ein bestimmtes Ziel zuzurammen. Das Ziel war in diesem Fall ein querliegender Balken. Der Kopf hämmerte dagegen, und er wurde eingedrückt wie eine Nuß unter dem Schlag eines Hammers.

Mehr bekam Camacho von dem Steuermann nicht mehr zu sehen. Das abfließende Wasser riß ihn mit. Da ließ bereits der nächste Brecher das Schiff erzittern.

Wieder splitterte Holz, wurden Balken auseinandergebrochen. Geräusche, die wie schrille Schreie klangen, entstanden und vermischten sich mit den Hilferufen der Männer.

Für Camacho ging die Welt unter. Er wußte nicht mehr, wo er sich befand. Er sah keinen Himmel mehr, auch kein Schiff, nicht einmal Planken und Reste.

Dabei hatte er seine Augen weit geöffnet. Um ihn herum toste nur das wilde Wasser. Es hatte ihn eingehüllt wie ein Laken, es spielte mit ihm, es drückte ihn in die Tiefe, schleuderte ihn wieder hoch. Ein lebloser Körper prallte gegen ihn, schon steif wie eine Holzplanke.

Der Körper verschwand, auch Camacho trudelte weiter. Schneller, immer schneller. Es gab keinen Widerstand mehr. Die Luft war ihm längst knapp geworden. Er wunderte sich selbst darüber, daß er es

noch schaffte, den Mund zu schließen.

Ein Gesicht erschien dicht vor dem seinen. Es gehörte einem der Pestkranken. Starre Augen starrten ihn anklagend an, selbst das konnte er innerhalb kürzester Zeit erkennen, und da war ihm klar, daß er sein Leben eigentlich verpfuscht hatte, weil er so hart und rücksichtslos seinen Mitmenschen gegenüber gewesen war.

Etwas umklammerte seine Beine. Er dachte daran, daß er noch tiefer in die See gezogen würde. Das Gegenteil trat ein. Camacho bekam einen Stoß, der ihn in die Höhe katapultierte und gleichzeitig aus den Fluten hervor.

Er kam sich vor wie ein Korken, der einen starken Druck erfahren hatte.

Endlich im Freien, endlich Luft.

Er riß den Mund weit auf, keuchte und spie das Wasser wieder aus. Ein Strudel packte ihn, drückte ihn wieder für einen Moment unter Wasser, und Panik schoß in dem Mann hoch.

War das sein Ende?

Nein, der Strudel schoß ihn wieder hoch.

Er tauchte auf.

Luft, Hauptsache Luft! Das Spiel begann von vorn. Es war wie eine Folter, die nur kurz unterbrochen wurde. Atemholen, für einen Moment sich wieder als Mensch fühlen.

Jemand war bei ihm. Dicht vor ihm schwamm die Person auf dem Wellenkamm. Keiner von der Besatzung, sondern Isabella, die Hexe. Camacho wußte nicht, was er davon halten sollte, denn trotz der lebensgefährlichen Situation hörte er ihr böses Lachen. Für ihn war es wie ein veränderter Racheschwur.

Er wünschte sich, von einer Welle gepackt und in die Tiefe gerissen zu werden.

Das geschah nicht.

Die Hexe selbst schien mit den entfesselten Kräften der Natur einen Pakt geschlossen zu haben.

Sie blieb.

Und da waren ihre Hände.

Sie tauchten aus dem Wasser auf wie bleiche Klauen. Plötzlich umklammerten sie Camachos Kehle und drückten ihm die Luft ab.

Er spürte den zuckenden Schmerz. Die Wunden bluteten, und Salzwasser biß hinein. Isabella ließ nicht los. »Das ist meine Rache, Camacho!« Ihre Stimme übertönte das Tosen der Wellen. »Ich werde dich zur Hölle schicken. Ich bringe dir den Tod, aber ich - ich werde leben, hast du gehört?«

Er hatte gehört. Jedoch die letzten Worte nur mehr schwach. Etwas rauschte auf ihn nieder, das ihm wie ein blutroter Vorhang vorkam, in den sich schwarze Schatten hineingemalt hatten.

Er hörte das Toben und Krachen der Wellen nicht mehr so laut. Es wurde leiser und die Schatten dichter.

Er fiel, und die Hände ließen ihn nicht los.

Gemeinsam riß das Meer Isabella und Camacho in die Tiefe. Wie auch das Schiff, die Besatzung und die Pesttoten.

Der Sturm wütete die ganze Nacht hindurch. Später wurden Leichen und Planken gefunden. Auch Fässer schwammen an der Oberfläche. Nahe der Inseln wurden die meisten Leichen angeschwemmt.

Legenden bildeten sich, und die kleinen Eilande vor der Küste Korsikas erhielten einen anderen Namen.

Sie wurden die schwarzen Blutinseln genannt. Und Menschen, die Jahrhunderte später darüber redeten, bekamen bei ihren eigenen Worten noch einen Schauder.

Vieles geriet trotzdem in das schwarze Loch der Vergessenheit. Seltsamerweise blieb eine Erinnerung jedoch bestehen.

Die Erinnerung an eine rothaarige Frau - an Isabella…

***

Suko spürte die warme Sonne in seinem Rücken, den leichten Wind, der mit dem Stoff seines weit geschnittenen Hemdes spielte, und sah vor sich das klare, leicht türkis gefärbte Wasser des Meeres, dessen Wellen gegen die Klippen sprangen, darüber hinwegschäumten, in den Sandstreifen vor Sukos Füßen hineinrannen und dort versickerten.

Über ihm lag ein wolkenloser Himmel. Sommer auf Korsika. Auch wenn es fast September war, die Hitze belastete noch immer. Die Sonne bildete einen Ball in der Bläue, wo zwei Flugzeuge Kondensstreifen hinterlassen hatten, die wie helle Gleise aussahen.

Eine Strandidylle, umgeben von, einer urlauberlosen Einsamkeit, die Suko hätte gefallen können, wenn da nicht das Weinen des Mädchens gewesen wäre.

Marion Hayle stand nicht neben ihm, sie saß dort, wo der Sand vom Wind gegen den grau und schwarz schimmernden Fels geworfen worden war und dort so etwas wie eine weiche Stütze am Gestein gebildet hatte. Sie wollte nicht bis an das Wasser herangehen, das hatte sie Suko auch erklärt, und er hatte es akzeptieren müssen, denn ihretwegen war er überhaupt auf die Insel gekommen.

Er schaute über die ersten Klippen hinweg, bis hin zu den mächtigen schwarzen Höckern, die aus dem Meer ragten und von hellen Schaumkränzen umflort waren.

Dort lagen die schwarzen Blutinseln, denn so wurden sie von den Einheimischen voller Angst und auch Ehrfurcht genannt. Von irgendwelchem Blut sah Suko nichts, die Inseln aber sahen selbst in der Sonne finster aus. Er konnte sich vorstellen, daß sie den Menschen Furcht einjagten. Selbst aus der Distanz betrachtet, wirkten sie

drohend und abschreckend.
Er drehte sich um.
Marion Hayle hatte ihren Platz nicht verlassen. Um ihre verweinten Augen nicht zu zeigen, trug sie eine Sonnenbrille. Ihr Mund zuckte, die nackten Füße verschwanden im Sand. Die Turnschuhe hatte sie mit den Schnüren zusammengebunden und sie wie eine Kette um den Hals gehängt.
Als Suko auf Marion zuging, nahm sie die Sonnenbrille ab. Sie hatte verweinte Augen. Überhaupt wirkte sie sehr zerbrechlich, trotz der sommerlichen Bräune, die auf der dünnen Haut lag. Ihr Haar war fahlblond geworden, die Jeans saßen eng. Drei Knöpfe der kurzärmeligen, weißen Bluse waren offen.
Marion war keine Titelbildschönheit - wer war das schon? - doch sie hatte sich eine gewisse Natürlichkeit bewahrt, die anderen Zwanzigjährigen meist schon abhandengekommen war. Zudem konnte sie echte Gefühle zeigen, und sie hatte sogar den knurrigen Sir James überzeugen können, so daß dieser eingewilligt hatte, Suko auf die Insel zu schicken.
Jetzt lächelte sie, was allerdings nicht als echt empfunden werden konnte.
Suko nickte ihr zu.
»Ich bin dumm, nicht?«
»Warum?«
Sie schnaubte. »Weil ich weine.«
Er lächelte. »Nein, das ist nicht dumm. Das gehört einfach dazu. Sie sind sehr menschlich, Marion.«
»Meinen Sie?«
»Ja.«
Das Mädchen hob die Schultern. »Hier ist es passiert«, flüsterte es. »Genau an dieser Stelle. Da habe ich mit ihm gestanden, und dann ist er ins Wasser gegangen.« Sie deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf den Sand, um Suko den Weg zu kennzeichnen, den ihr Freund Tom Ward gegangen war.
Er nickte.
Marion holte tief Luft. »Warum sagen Sie nichts?«
»Ich glaube Ihnen. Reicht das nicht.«
»Doch, doch. Ich bin ja heilfroh, daß ich auf den Rat meines Vaters gehört habe. Niemand hätte mir sonst geglaubt, weil das ja alles verrückt ist. So etwas kann und darf es nicht geben. Die Leute… die Leute hätten mich sonst ausgelacht. Aber ich schwöre Ihnen, Suko, es hat sich alles so abgespielt, wie ich es Ihnen erzählte.« Sie zeigte auf das Wasser. »Wenn Sie die schwarzen Blutinseln sehen und diese Küste hier, dann liegt dazwischen eine relativ große Entfernung.«
»Ich weiß.«

»Die hat sie überbrückt. Sie kam aus dem Meer und holte ihn. Er ist ins Wasser gegangen, er konnte den Verlockungen der schönen Lady Bluthaar nicht entgehen. Sie ist… sie ist eine satanische Sirene, die sich junge Männer holt.«

»Das sagen die Bewohner hier an der Küste.«

»Und ich habe es gesehen!« rief sie. »Ich war ja Zeugin. Ich habe gerufen, ich habe gebettelt, ich habe ihn beschworen, ich habe ihm erklärt, daß er auch einmal an uns denken soll, es hat nichts genutzt. Die andere war eben stärker. Sie… sie ist eine Teufelin, und Tommy ist nicht der erste, den sie sich geholt hat. Ich kann Ihnen nicht erklären, wie schrecklich das für mich war. Ich sah ihn ins Wasser gehen, einfach so. Er… er überwand die Hindernisse und ging durch die Fluten, als wollte er nur einen Freund besuchen.« Sie schlug sich gegen die Stirn, weinte wieder und flüsterte: »Können Sie sich das vorstellen?«

»Nur schwerlich.«

»Aber Sie glauben mir doch.«

»Ja.«

Marion räusperte sich. »Und Sie glauben auch an das, was sich die Küstenbewohner hier erzählen?«

»Meinen Sie die Legende?«

Marion nickte heftig. »Ja, die Legende von der schönen Isabella, die auf junge Männer fixiert ist.«

Die auf den Blutinseln lebt und damals dafür gesorgt hat, daß die Inseln vom Blut der Pesttoten schwarz geworden sind, als das Schiff in einem Unwetter gesunken war. Sie deutete wieder zum Wasser hin und hatte sich die Brille aufgesetzt, weil die Sonnenstrahlen sie blendeten. »Sie ist aus den Fluten gestiegen wie ein Geist. Ich habe ihr Haar gesehen, das in einer blutroten Farbe leuchtete. Es… es sah so aus, als hätte es sich wirklich damit vollgesaugt. Das ist kaum zu begreifen.«

»Allerdings.«

Marion lehnte sich an ihn. »Um so toller finde ich es, daß Sie mir glauben.«

Suko lächelte. »Jetzt fehlt nur noch meine Überzeugung, Marion. Aber die werde ich auch noch erhalten, wenn ich einen Beweis finde.«

»Er ist tot.«

»Woher wissen sie das?«

»Ich weiß es, Suko. Wie hätte er denn überleben können. Man hat ihn in das Meer gelockt, und er ist doch ein Mensch, er ist ein Mensch, der einfach ertrinken muß, wenn sich seine Lungen mit Wasser füllen. Da kann er nicht atmen.«

»Das denke ich auch.«

»Also muß er ertrunken sein.« Sie ging einige Schritte vor und starrte

gegen den Himmel. »Wissen Sie, worauf ich noch warte, obwohl es sich schlimm anhört?«

»Nein!«

Marion drehte sich um, damit sie Suko anschauen konnte. »Ich warte darauf, daß seine Leiche angeschwemmt wird und ich hier am Ufer sitze und es als Zeugin erlebe.« Sie nickte. »Ja, Suko, darauf warte ich, verdammt noch mal.«

»Wünschen Sie sich das nicht, Marion!«

»Ich weiß, aber es ist einfach schlimm. Ich kann an nichts anderes mehr denken. Ich will einfach nicht glauben, daß diese See meinen Freund behalten will. Wenn Sie gesehen hätten, wie fasziniert er von dieser Frau gewesen ist, dann hätten Sie nur den Kopf geschüttelt. Außerdem ist er nicht der einzige gewesen, den dieses Schicksal getroffen hat. Auch einheimische junge Männer hat es erwischt. Die Menschen hier leiden, das weiß ich genau, aber sie sind auch verbissen, und sie schaffen es doch nicht, sich gegen das Schicksal anzustemmen. Sie nehmen es wie eine Bestrafung hin, denn ihre Vorfahren müssen sich schlimm benommen haben. Deshalb die späte Rache der Lady Bluthaar.«

»Aber Sie wollen es nicht hinnehmen.«

»So ist es, Suko. Ich will keine Rache, ich will nicht einmal Genugtuung, sondern einfach nur wissen, was mit meinem Freund geschehen ist. Ich will ihn sehen, auch tot.« Sie schaute ihn an. »Ist das denn zuviel verlangt? Sagen Sie ehrlich.«

»Überhaupt nicht.«

»Eben.«

Sie hatten sich unterhalten und waren während ihres Gesprächs am Strand entlanggegangen. Suko dachte über die wilde, im Innern oft unwegsame, gebirgige Insel nach, deren Menschen sich dieser Landschaft auch angepaßt hatten. Sie waren rauh, manchmal verschlossen, aber wer ihr Vertrauen erlangt hatte, der hatte auch Freunde fürs Leben gefunden.

Suko konnte seine Blicke nicht von den Blutinseln lösen, die vor der Küste aus dem Wasser ragten.

Bei diesem klaren Wetter waren sie besonders gut zu sehen. Angeblich sollten auch sie die Heimat der schönen und teuflischen Isabella sein, der Frau, die als Hexe verschrien war und nicht hatte sterben können.

Er hatte sich natürlich über die Inseln erkundigt und gehört, daß sie unbewohnt waren. Selbst Vögel fanden dort kaum Nahrung. Die Inseln bestanden aus schwarzem Gestein, vom Blut der Pesttoten gefärbt, wie die Legende behauptete, doch Suko nahm an, daß dieses Gestein vulkanischen Ursprungs war, deshalb auch die Farbe.

Jetzt glänzten sie unter den heißen Strahlen der Sonne und sahen im

leichten Dunst gleichzeitig aus, als wollten sie sich vor den Augen des Betrachters auflösen.

Hier fuhren nur wenige Boote, und wenn, dann wurden sie zumeist von den Einheimischen gesteuert, die sich in den Gewässern auskannten. Die Ausflugsboote mit den Touristen zogen ihre Bahnen woanders.

Sie waren wieder in Richtung Piata gegangen. Das war ein kleiner Fischerort mit breitem Strand.

Als Marion plötzlich stehenblieb und nach Sukos Hand faßte, stoppte auch er. Sie hatte sich dem Meer zugewandt und einen Arm ausgestreckt. Dabei wies sie auf eine bestimmte Stelle, die allerdings nicht genau zu erkennen war.

»Was haben Sie?«

Marion räusperte sich. »Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich dort etwas gesehen.«

»Und was, bitte?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es selbst nicht genau, aber es paßt nicht hierher.« Sie nahm die Schuhe vom Hals herunter, entknotete die Schnürsenkel und schlüpfte in die Schuhe hinein. Als sie sich wieder aufrichtete, da schaute Suko noch immer über das Wasser und berichtete, was er sah.

»Viel Wasser, etwas Schaum oder Gischt, aber…«

»Das Helle, Suko.«

»Ist vielleicht Schaum.«

»Nein…«

»Was denn?«

»Kann ich auch nicht sagen. Da treibt etwas auf uns zu. Die Wellen haben es hochgeholt.«

Strandgut, dachte Suko und fragte sich gleichzeitig, weshalb Marion sich davor so sehr fürchtete. Er wollte ihr den Gefallen tun und nachschauen.

Bis zum Wasser waren es nur wenige Schritte, ebenso bis zu den vorgelagerten, kleinen Felsbrocken, die aus dem Wasser ragten.

Marion hatte sich nicht getäuscht. Da schwamm tatsächlich etwas im Wasser, das einfach dort nicht hingehörte, und es wurde intervallweise immer weiter nach vorn geschoben und mußte in wenigen Augenblicken den Strand erreicht haben.

Er wartete.

Neben ihm hielt sich Marion auf. Sie starrte gespannt dem Treibgut entgegen.

Suko blickte sie von der Seite her an. Ihr Gesicht mit dem schmalen Profil wirkte wie gemeißelt.

Nur der Mund zuckte ein wenig. Sie schien sich Sorgen zu machen.

Wieder rauschte eine Wellenfront heran. Diesmal erschien sie Suko

höher und breiter als die vorherigen. Sie brachte noch einen gehörigen Schwung mit und gleichzeitig auch das Treibgut.

Es rutschte auf den nassen Sand.

Bevor es wieder in das Wasser hineingezogen werden konnte, lief Marion hin, bückte sich. Ihre Hand tauchte in die Flüssigkeit, dann hielt sie die Beute fest und hob sie an.

Sie drehte sich.

Suko hörte sie schreien. Sehr leise nur, schon mehr wimmernd. Aber sie schrie nicht, weil sie sich wehgetan hatte. Es lag allein an ihrer aus dem Wasser geholten Beute.

Es war ein blanker Knochen!

***

Marion Hayle stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Der Wind schien sich in Eis verwandelt zu haben. Sie hielt den Arm mit der ›Beute‹ etwas vorgestreckt. Sie ekelte sich, aber sie schaffte es nicht, sich davon zu trennen. Der Knochen war naß. Tropfen hatten sich an seinem Ende gesammelt und fielen nach unten. Marion fror, obwohl es warm war, aber es war eine innere Kälte, die da aus ihr hervorströmte und sie unbeweglich machte.

Suko ging auf sie zu. Er nahm ihr das Fundstück aus der Hand und kehrte Marion den Rücken zu.

Sie sollte nicht mitbekommen, wenn er es untersuchte.

Er konnte zwar nicht genau bestimmen, wie lange er im Wasser gelegen hatte, doch als er ihn anschaute und beim Streicheln auch die rauhe Oberfläche unter den Fingerkuppen spürte, da war ihm klar, daß dieses Fundstück schon sehr lange im Wasser gelegen hatte und deshalb aufgerauht worden war.

Seiner Meinung nach gehörte er nicht zum Skelett des Tom Ward, was seine Freundin wahrscheinlich befürchtete.

Er schluckte seine Überraschung herunter, drehte sich wieder um und wollte zu einer Erklärung ansetzen. Da sah er, daß Marion einen zweiten Knochen in der Hand hielt.

»Da!« flüsterte sie nur und hob ihn an. »Ist das mein Freund?« Den nächsten Satz schrie sie. »Ist das alles, was von Tom übriggeblieben ist? Sagen Sie doch was!«

Suko schüttelte den Kopf. »Dieser Knochen gehört nicht zu Ihrem Freund, Marion.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe ihn untersucht.«

Sie wollte ihm nicht glauben. »Einfach so? Das sagen Sie nur, um mich zu beruhigen.«

»Nein, das stimmt nicht. Man kann erkennen, daß der Knochen ziemlich lange schon im Wasser gelegen hat. Das Salz hat ihn

aufgerauht, und so lange ist Ihr Freund noch nicht verschwunden, wenn ich das richtig sehe.«

»Das stimmt.«

»Geben Sie ihn her.«

Marion ließ ihn einfach fallen. Die Kraft entwich ihrem Körper. Nicht einmal das Fundstück hatte sie festhalten können, und ihr Blick ging ins Leere.

Suko hob den Knochen auf. Er legte ihn zusammen mit dem anderen in eine Mulde. »Wir lassen ihn hier«, sagte er, »und für Sie ist es besser, wenn wir zurück in den Ort gehen. Sie müssen sich hinlegen. Ruhen Sie sich aus.«

»Ich kann nicht.«

»Doch, Sie können. Überlassen Sie alles andere mir. Ich werde mich darum kümmern.«

Marion ging schaudernd auf Suko zu. »Und was wollen Sie tun?« fragte sie.

»Das weiß ich noch nicht genau, aber mir wird schon etwas einfallen, darauf können Sie sich verlassen.« Er nahm ihre Hand. Sie kam ihm jetzt vor wie ein Kind, und sie ging neben ihm her wie eine Schlafwandlerin. Sehr bald hatten sie den Pfad erreicht, der durch die strandnahen Hügel führte und in eine schmale Straße mündete, die sie geradewegs in den kleinen Fischerort Piata brachte.

Ein alter Mann auf einem Esel überholte sie. Er nickte ihnen zu und schaute sie mißtrauisch an.

Als sie bereits die ersten Häuser erreicht hatten, begann Marion wieder zu sprechen. »Er ist tot«, sagte sie leise. »Er ist tot, Suko, ich spüre es.«

Der Inspektor schwieg.

***

Einige Stunden später!

Suko hatte es tatsächlich geschafft, Marion zu Bett zu bringen. Zwei Tabletten hatten dafür gesorgt, daß sie einschlief. Suko wollte allein sein, um seine Vorbereitungen treffen zu können, die ihn direkt an die Mole des kleinen Hafens geführt hatten, wo sich das meiste Leben abspielte und die zahlreichen Boote dümpelten, deren Anstrich durch das Licht der Sonne ausgebleicht war.

Er hatte leider nicht die Zeit, den alten Fischern beim Flicken der Netze zuzuschauen, aber ihn überkam das Gefühl, daß hier die Zeit einfach stehengeblieben war.

Nachdem er seine Aufgaben erledigt hatte - dazu hatte auch ein Telefongespräch gehört -, machte er sich wieder auf den Weg zur kleinen Pension, in der Marion und er wohnten.

Das Haus lag nicht am Hafen, sondern etwas oberhalb der alten

Stadt, in den steinigen Hügeln. Eine sehr schmale Gasse führte ans Ziel. In der Nähe stand ein Denkmal, das von den Zweigen eines Olivenbaumes geschützt wurde.

Das schmale Haus hatte zwei Etagen. Suko stieß die Eingangstür auf und betrat den kühlen Flur.

Nicht nur der Boden war gefliest, die Wände ebenfalls. Der Flur breitete sich zu einem Raum aus, wo mehrere runde Bistrotische und zahlreiche Stühle standen.

Hinter dem Haus lag ein winziger Garten. Um ihn betreten zu können, mußte Suko durch eine offenstehende Tür schreiten, was er nicht wollte, denn er hatte genug von der Sonne.

Er ging hoch in sein Zimmer, legte sich hin und schlief zwei Stunden. Pünktlich wachte er auf, denn auf seinen inneren Wecker konnte er sich verlassen.

Es war später Nachmittag, die Sonne stand nicht mehr so hoch, und er würde in spätestens einer Stunde ablegen. Suko überprüfte noch einmal seine Waffen, bevor er das Zimmer verließ und über die schmale Treppe nach unten ging.

Auf der vorletzten Stufe blieb er überrascht stehen, denn mit Marion Hayle hatte er nicht gerechnet.

Sie aber war es, die an einem der Tische ihren Platz gefunden hatte und Kaffee aus einer großen Schale trank. Mit beiden Händen mußte sie das Gefäß an die Lippen führen. Erst als Suko neben ihrem Tisch stand, schaute sie auf.

»Ich dachte, Sie würden schlafen, Marion.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das konnte ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich… ich hatte nicht die Nerven, wenn Sie verstehen. Ich war wie aufgeputscht. Da haben auch die Tabletten nicht geholfen. Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir?«

»Ja.« Er nahm Platz. Die Zeit mußte er sich nehmen. Er konnte nicht so einfach verschwinden. Ein junges Mädchen, das sich eine weiße Schürze umgebunden hatte, erkundigte sich nach seinen Wünschen, und Suko bestellte Kaffee.

»Auch Gebäck?« radebrechte sie.

»Nein, danke.«

Marion malte Figuren auf die helle Platte. Sie zeichnete mit der Zeigefingerspitze die dunkleren Einschlüsse innerhalb des Marmors nach. Ihr Blick war dabei ins Leere gerichtet. Sie sah aus wie jemand, der schon aufgegeben hatte.

»Ich kann diesen Fund einfach nicht vergessen«, flüsterte sie. »Ich… ich kann es nicht.«

»Das glaube ich Ihnen.« Suko hielt ihre Hand fest. »Aber Sie müssen sich auch von dem Gedanken befreien, daß es Teile Ihres Freundes

gewesen sind. Das möchte ich Ihnen sagen.«

»Was macht Sie denn so sicher?«

»Meine Untersuchung. Dieser Knochen hat schon länger im Salzwasser gelegen.«

Marion hob die Schultern. Suko wußte nicht, ob sie ihm glaubte, er konnte es nur hoffen, denn für ihre Psyche war es besser. Sie mußte sich einfach von diesem schlimmen Gedanken befreien.

Die Bedienung brachte den Kaffee. Suko zahlte gleich. Er trank in kleinen Schlucken und spürte, wie ihn das Mädchen von der Seite her beobachtete. Marion lag eine Frage auf der Zunge, die sie sich noch nicht zu stellen traute, deshalb half Suko ihr.

»Welches Problem drückt Sie akut?«

»Ich kann es nicht genau sagen, Inspektor. Aber ich habe das Gefühl, als hätten Sie irgend etwas vor und sich für eine bestimmte Sache entschieden.«

»Das stimmt.«

»Und was werden Sie machen?«

Er lehnte sich zurück. Die Rückenlehne aus Metall drückte gegen seine Knochen. »Was ich vorhabe, Marion? Ich werde mich ein wenig umschauen, das ist alles.«

»Ohne mich?«

»Das ist besser so.«

»Verstanden.« Sie nickte. »Und wo wollen Sie hin?«

»Ich werde mich auf dem Meer umschauen. Ein Boot habe ich mir bereits gemietet.«

Überrascht und auch leicht entsetzt schaute sie den Inspektor an. »Sie wollen was?«

Er wiederholte die zwei Sätze.

»Aber das ist gefährlich. Das ist doch der reine Wahnsinn. Das ist Selbstmord!«

»Finden Sie?«

»Ja, ja!« Sie unterstrich ihre Antwort durch ein heftiges Nicken. »Das ist es.«

»Gut, Marion. Dann erwarte ich von Ihnen einen besseren Vorschlag, denn irgend etwas muß ich tun. Ich bin schließlich nicht hergekommen, um Urlaub zu machen.«

»Aber nicht so etwas!«

»Was dann?«

Marion schaute durch die offene Tür an der Rückseite in den lichterfüllten Garten. »Ich weiß es nicht, ich habe keine Ahnung.«

Suko lächelte. »Tja, dann bleibt es wohl bei meinem Vorsatz, nehme ich an.«

Sie schrak zusammen. Heftig drehte sie sich zu dem Inspektor um. »Und die Gefahr?« fragte sie dann. »Was ist damit? Denken Sie nicht

daran, in welch eine Gefahr sie sich begeben?«
»Sie meinen Isabella?«
»Ja, Lady Bluthaar oder die Blut-Lady. Die wartet nur auf Männer oder Opfer wie Sie.«
Der Inspektor lächelte noch immer. »Vielleicht warte ich sogar darauf. Können Sie sich das vorstellen?«
»Nein, Suko, nein. Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich will einfach nicht daran glauben, daß sich freiwillig jemand in eine derartige Gefahr begibt. Tut mir leid.«
»Aber ich bin hergekommen, um einen Fall aufzuklären. Ich kann hier nicht untätig herumsitzen oder den Urlauber spielen. Sie haben meinen Chef und mich dazu überredet, nach Korsika zu kommen, und ich bin hier. Bitte, ich muß etwas für mein Geld tun.«
»Das stimmt schon«, murmelte sie. »Nur denke ich da jetzt ganz anders darüber.«
»Wie denn?«
Sie rang die Hände, schloß die Augen und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Suko. Ich weiß es einfach nicht. Das alles ist über mich gekommen wie ein gewaltiges Gewitter, dem ich nicht entgehen konnte. Man hat mich hier in Vorgänge hineingerissen, die ich nicht verstehe. Es ist alles so furchtbar und mit dem Verstand nicht zu erklären.«
»Das stimmt, und deshalb bin ich hier. Das ist gewissermaßen mein Job, Marion.«
»Ich kann Sie nicht beglückwünschen.«
»Das habe ich auch nicht erwartet. Aber ich muß etwas tun. Ich kann nicht hier hockenbleiben und darauf warten, bis noch mehr junge Männer verschwinden.«
»Das weiß ich ja.«
»Außerdem wollen Sie über das Schicksal Ihres Freundes ebenfalls Bescheid wissen.«
»Das weiß ich schon.«
»Wieso?«
»Tom ist tot.«
»Woher wissen Sie das?«
Sie trank ihren Kaffee. Die Hände zitterten beim Halten der Tasse. »Das fühle ich eben.«
»Manchmal können Gefühle auch täuschen.«
»Nein, Inspektor, nicht bei mir.«
Suko befand sich in einer Zwickmühle. Er wußte nicht, wie er dem Mädchen Hoffnung machen sollte, denn auch er selbst glaubte nicht so recht daran, das Tom Ward noch lebte. Wen das Meer verschluckt hatte, den gab es nicht mehr frei.
»Dabei war es unser erster Urlaub, auf den wir uns beide so gefreut

haben«, flüsterte Marion mit erstickt klingender Stimme. »Es ist einfach nicht zu fassen und…«

Suko legte seine Hand auf die ihre. »Keine Sorge, ich werde alles tun, um den Fall aufzuklären.« Er wußte selbst, wie banal die Worte klangen, doch er konnte einfach nichts anderes über die Lippen bringen. Wenn er jetzt eingriff, war es ihm nur möglich, Schadensbegrenzung zu betreiben, mehr nicht.

»Darf ich Sie etwas fragen, Inspektor?«

»Immer.«

Sie holte tief Luft. »Was geschieht, wenn Sie selbst dabei verunglücken und nicht wieder zurückkehren?«

Suko schwieg.

»Jetzt sind Sie sprachlos, wie?«

»Nein, das nicht, aber daran denke ich nicht. Bei meiner Arbeit sollte man an so etwas auch nicht immer erinnert werden. Ich darf es mir einfach nicht leisten.«

»Wie Sie meinen. Haben Sie denn Angst?«

»Jeder Mensch hat Angst, Marion. Da mache auch ich keine Ausnahme. Nur versuche ich, dieses Gefühl so weit wie möglich zu unterdrücken. Man kann aber auch sagen, daß die Angst einen Menschen erfinderisch macht. Ich hoffe, daß es bei mir der Fall sein wird.«

»Gegen wen denn?«

»Es gibt Feinde.«

»Die Frau!«

»Ja.«

»Glauben Sie denn, daß sie existiert?«

Suko hob die Schultern. »Ich wäre zumindest überrascht, wenn das nicht der Fall wäre. Dann müßten wir von vorn anfangen. Aus Erfahrung weiß ich allerdings, daß Legenden oftmals wahr werden. Hier wird es sich kaum anders verhalten.«

»Ja, das kann sein, das ist gut möglich.« Sie schluckte. »Ich möchte, da bin ich ehrlich, nicht in Ihrer Haut stecken.« Sie schüttelte sich. »Nein, das auf keinen Fall. Sie fahren allein über das Meer auf die Inseln zu. Was tun sie, wenn diese Hexe mit den Bluthaaren plötzlich vor Ihnen aus dem Wasser steigt?«

Suko lächelte. »Was ich dann tun werde, weiß ich noch nicht. Das wird die Situation ergeben.«

Marion hob die Schultern. »Fast hätte ich gefragt, ob Sie mich mit auf die Fahrt nehmen.«

»Ich hätte abgelehnt.«

»Das wußte ich. Deshalb habe ich auch nicht gefragt. Ich wäre ein zu großes Hemmnis für Sie.«

»Hinzu kommt noch etwas, Marion.« Suko wollte ihr Mut geben und

auch eine gewichtige Position zuordnen. »Jemand muß hier im Ort bleiben und die Stellung halten.«

»Was kann ich schon tun?«

»Sehr viel. Ich habe Sie bei meinen Plänen nicht außen vorgelassen. Wenn ich zu einer bestimmten Zeit nicht zurück bin, dann müssen Sie sich mit London in Verbindung setzen.« Aus seiner Hosentasche holte Suko einen Zettel, legte ihn auf den Tisch und faltete ihn auseinander. »Hier, lesen Sie.«

»Das ist nur eine Telefonnummer und der Name John Sinclair.«

»Ja. Er hat im Moment in Germany zu tun. Es kann sein, daß er schon zurück ist. Ich weiß es nicht. Folgendes: Sollte ich nicht zurückkehren, dann…«

»Bis wann nicht?«

»Sagen wir«, Suko überlegte, »bis morgen früh.«

Sie nickte. »Gut. Ich nehme neun Uhr als den Fixpunkt.«

»Damit bin ich einverstanden.«

»Was soll ich John Sinclair sagen?«

»Alles.«

Marion überlegte. »Was wird er tun?«

»So wie ich ihn kenne, wird er sich in das nächste Flugzeug setzen und herdüsen. Aber das ist Theorie. Ich denke nicht, daß daraus Praxis wird.«

Das Mädchen schaute ihn so direkt und auch skeptisch dabei an, daß Suko mißtrauisch wurde. »Was haben Sie denn?«

»Angst.«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Nicht um mich, sondern um Sie. Trotz unseres Gesprächs habe ich noch immer das Gefühl, daß Sie die Dinge unterschätzen. Sich allein aufs Meer zu wagen, ist in diesem Fall Selbstmord. Vielleicht wartet Isabella nur darauf.«

»Das wäre gut.«

»Verstehe ich nicht.«

Suko stand auf und schob seinen Stuhl zurück. »Ich warte nämlich auch auf sie. Ein Treffen mit Lady Bluthaar käme mir demnach sehr gelegen.«

Marion Hayle schüttelte den Kopf. Sie verstand die Welt nicht mehr…

***

Der Verleiher hatte Suko ein Boot versprochen, das völlig in Ordnung war, hatte auch die entsprechende Summe kassiert, und der Inspektor konnte sich schon sehr bald davon überzeugen, daß der Verleiher sein Versprechen gehalten hatte.

Es gab nichts daran auszusetzen. Der sehr starke Motor schob es sehr

schnell über die Wellen, und Suko, dem die Gischt um die Ohren flog, hatte das Gefühl, auf den sich auf der Wasserfläche abzeichnenden Sonnenstrahlen zu reiten.

Das Wasser hatte eine blaugrüne Farbe, schimmerte im Sonnenlicht allerdings in zahlreichen Nuancen.

Suko konzentrierte sich auf die schwarzen Inseln. Er dachte an die Legende, die sich darum rankte.

Damals war das Schiff mit den Pestkranken gesunken. Die Wellen hatten die Menschen gepackt und sie gegen die Klippen der Inseln geschleudert. Ihr Blut hatte das Gestein gefärbt. Im Laufe der langen Jahrhunderte hatte es dann seine schwarze Farbe bekommen.

Gischtstreifen turnten über die Scheibe hinweg, benetzten Sukos Haut und setzten sich wie kühle Perlen auf seinen Lippen nieder. Der Bug des Bootes schaute aus dem Wasser. Er zertrümmerte die anrollenden Querwellen wie ein Hammer die Glasscheiben und wirbelte die Splitter in die Höhe.

Um die Inseln herum herrschte so gut wie kein Schiffsverkehr. Wer immer sich auf dem Meer befand, umkurvte sie in sicherer Entfernung. Das hatte Marion Suko berichtet, was sie wiederum von den Einheimischen wußte, und der Inspektor sah dies nun in der Praxis bestätigt. Denn er war der einzige, der sich den Inseln näherte. Alle anderen Boote, ob mit Fischern oder Ausflüglern besetzt, machten einen Bogen um die fünf Inseln, die Suko ausmachen konnte.

Über ihnen stand die Sonne und schickte ihr golden wirkendes Licht in einem schrägen Winkel gegen das schwarze Gestein, als wollte sie es dadurch wertvoller machen.

Der Abend hatte bereits begonnen, obwohl es noch hell war. Am Himmel zeigte sich bereits der schwache Umriß des Mondes. Er, würde später mehr Farbe bekommen und wesentlich voller werden.

Um die Inseln herum war das Meer nicht mehr so ruhig wie sonst. Suko hoffte nur, daß er einen Platz fand, wo er anlegen konnte.

Suko drosselte das Tempo. Der Bootsverleiher hatte nur mit den Schultern gezuckt, als er von Suko nach den ersten Klippen gefragt worden war. Er wußte nur, daß sich vor den Inseln welche abzeichneten und manchmal sehr dicht unter der Wasserfläche lagen, so daß sie den Rumpf eines Bootes durchaus aufschlitzen konnten. Genaue Angaben hatte er nicht machen können.

Suko wollte jeder Gefahr aus dem Weg gehen, paßte scharf auf und ließ den sich bewegenden Wasserteppich vor dem Boot auf keinen Fall aus den Augen.

Er huschte weiter.

Die Wellenkämme sahen aus wie gläserne Grenzen, über die er hinwegglitt. Zu beiden Seiten des Bootes schäumte das schnell fließende grüngraue Wasser entlang. Die erste Insel wuchs vor ihm

hoch wie ein mächtiger dunkler Klotz. Als hätte in grauer Vorzeit ein Titan voller Wut dieses Spielzeug ins Meer geschleudert.

Hoch, wuchtig und mit einer Steilküste versehen. Suko sah keine Chance, irgendwo anzulegen. Die Brandung hämmerte direkt gegen die Felsen, kein Streifen Strand war zu entdecken. Suko mußte um die Insel herum und es an der zweiten versuchen, die hinter der ersten lag. Man hatte ihm auch erzählt, daß die Inseln unterschiedliche Größen aufwiesen. Gemeinsam war ihnen nur das schwarze Gestein.

Er sorgte dafür, daß er nicht zu nahe in den Bereich der Brandung geriet und entdeckte plötzlich weiter vor sich die dunklen Streifen unter der Wasseroberfläche.

Das waren die gefährlichen Klippen, vor denen auch der Bootsverleiher gewarnt hatte.

Suko hielt sich davon fern, als er die erste Insel umrundete und die zweite ansteuerte.

Sie war tatsächlich kleiner und hatte eine besondere Form. Sie glich einem Dreieck.

Auch auf dieser Insel war der Fels dunkel, aber Suko sah auch den hellen Streifen, der das Ufer bildete. Das war der feine Sand, der wie ein erstarrtes Wellenmuster wirkte, das sich im Laufe der Jahrtausende angesammelt hatte. Bei genauerem Hinsehen entdeckte er auch, daß der Strand breit genug war, um dort anzulegen. Er würde das Boot sogar noch ein paar Meter auf den Sand ziehen können, nur das allein war für ihn im Augenblick wichtig.

Noch immer zeigte das Wasser eine bemerkenswerte Klarheit, auch wenn es sich vom Aussehen her verändert hatte, denn es war grauer geworden und beinahe schon schwarz.

Es lag an der Spiegelung der schwarzen Felsen, die sich im Meer abzeichneten.

Er fuhr noch langsamer, denn dicht vor dem Strand entdeckte er die schaumigen Wirbel, die nur deshalb hatten entstehen können, weil sich das Wasser um die Felsen drehte und sie dort mit hellen Bärten versah. Gefährliche Untiefen und Strudel, in die Suko auf keinen Fall hineingeraten durfte.

Hinzu kamen die messerscharfen Klippen dicht unter der Wasserfläche, die jeden Bootsrumpf aufschlitzen würden.

Dennoch wollte Suko an dieser Seite der Insel an Land gehen. Er glaubte nicht daran, daß es an den anderen Küsten besser aussah, und seine große Chance war der Sandstrand.

Suko konzentrierte seine Aufmerksamkeit zu sehr auf das Ufer. An das ihn umgebende Wasser dachte er nicht und auch nicht daran, daß es nicht so harmlos sein konnte, wie es aussah.

Gefahren lauerten…

Andere als die, an die Suko dachte, und die für ihn sichtbar waren.

Schon seit geraumer Zeit hatten sie ihn verfolgt, doch so, daß es nicht auffiel. Sie waren untergetaucht, sie hielten sich versteckt, sie waren Schatten, die sich perfekt den Strömungsverhältnissen angepaßt hatten und sich an ihr Ziel herantreiben ließen.

Sie kamen…

Sie tauchten mal für winzige Augenblicke auf, um danach wieder zu verschwinden.

Noch befanden sie sich hinter dem Boot…

Suko hatte die Geschwindigkeit noch stärker gedrosselt. Er merkte, wie stark die Wellen mit dem Boot spielten und wie sie nach ihm griffen. Sie umschlangen den Rumpf, als wollten sie ihn festhalten, und sie zerrten daran, als hätten sie bereits ein Netz gespannt, das immer dichter geknüpft wurde.

Entgegenströmendes Wasser bereitete Suko einige Schwierigkeiten. Es schlug gegen den Bug, wo die Spitze es zerteilte und wegschleuderte. Der hellere Sandstrand lockte ihn, aber noch lagen die Klippen zwischen Suko und seinem Ziel.

Er mußte einen Weg finden, der ihn durch die Fallen hindurchführte. Und er mußte dabei stärker sein als die Strömung, die immer wieder nach ihm greifen wollte.

Weiter…

Aber auch die Schatten waren da. Elegant wie Fische näherten sie sich dem einsamen Ziel. Gestreckt glitten sie durch das Wasser, als wären es sich bewegende Einschlüsse im Glas. An der Vorderseite sahen sie klobig aus. Schlanker wurden sie erst später, wo ihre Schultern in den Körper übergingen.

Da war die Haut glatt, als wären die Knochen von einer dünnen Lederhaut umgeben.

Hände liefen in Fingern aus. Lang, spitz, beinahe schon wie gefährliche Messer. Arme schlugen vor, und die Spitzen der Finger berührten den Rumpf. Sie kratzten darüber hinweg, hinterließen keine hörbaren Geräusche, weil dies unter Wasser geschah.

Eine zurücklaufende Welle bekam das Boot zu fassen und hob es an. Der Bug stieg hoch. Suko geriet ins Taumeln. Für einen Moment hatte er die Übersicht verloren, weil er auch damit rechnete, daß sein wieder nach unten gedrücktes Wasserfahrzeug auf einen dieser Felsen prallen würde, doch das geschah nicht. Es stürzte in ein Wellental. Hätte Suko jetzt den Kopf gedreht, so hätte er bereits die beiden schrecklichen Gestalten sehen können, die sich an der Bordwand festklammerten.

Es waren Monster!

Halb Mensch, halb Skelett. Mit einer dünnen, grünlichschwarzen Haut, die die normale abgelöst hatte. Ihre Finger waren lang, doch es hatten sich keine Schwimmhäute zwischen ihnen gebildet, sie konnten

sich normal bewegen und auch zupacken.

Ein Wasserwirbel und gleichzeitig ein Strom erfaßte das Boot und schob es in die Lücke zwischen zwei gefährlichen Klippen hinein. Suko atmete auf. Da hatte er großes Glück gehabt. Nicht einen Kratzer hatte die Bordwand abbekommen.

Er glitt weiter.

Das Ufer leuchtete golden im Streifen des Sonnenlichts. Dahinter standen die schwarzen Felsen wie eine Mauer, mit kleinen Buchten, Spalten und Einschüben versehen, aber menschenleer.

Suko schaute auf die Brandung am Strand. Sie sah für ihn aus wie schäumendes Bier, und das Boot bekam noch einen starken Schub, der es weiter Richtung Ufer schob. Dann drängte es plötzlich nach backbord über. Etwas schrammte wie ein harter Stahlnagel über die Bootswand hinweg, ohne allerdings Schaden zu hinterlassen. Ein Leck entstand nicht.

Das Geräusch aber hatte Suko nach links schauen lassen. Er wollte sich selbst überzeugen und merkte im selben Augenblick, daß etwas nicht stimmte. Es lag zwar am Boot, der eigentliche Grund aber war die Gewichtsverlagerung in Hecknähe.

Mehr Gewicht?

Diese beiden Worte schossen ihm durch den Kopf. Er drehte sich blitzschnell um. Und dann stockte ihm der Atem, als er die beiden schrecklichen Gestalten sah…

***

Auch er sah sie sofort als eine Mischung aus Menschen und Skeletten an. Menschen deshalb noch, weil die Haut dünn, aber fest über den Knochen lag, die sich allerdings wie ein Relief deutlich darunter abzeichneten. Die Haut hatte die Farbe von Tang angenommen. Sie schimmerte irgendwo zwischen Grau und Grün, glänzte zudem ölig, als wäre sie mit einer Fettschicht bestrichen worden, und Suko konzentrierte sich nach seinen ersten allgemeinen Eindrücken auf die Augen der Wesen.

Sie waren vorhanden, doch sie hielten den Vergleich zu menschlichen Augen nicht stand, denn sie bestanden aus einer puddingartigen Glibbermasse, die nie zur Ruhe kam und sich innerhalb der Augenhöhlen zitternd bewegte.

Zwischen ihren Lippen klafften schmale Lücken. Zähne waren dort nicht zu sehen. Es interessierte Suko auch nicht sonderlich, denn er konzentrierte sich jetzt voll auf die Hände.

Auch die Finger waren von der grünlichen Haut überspannt worden. Suko kamen sie gleichzeitig vor, als wären sie gewachsen. Das lag wohl an den dunklen Nägeln, die sich lang und auch spitz wie kleine Messer nach vorn schoben.

In diesem Augenblick wurde ihm klar, was mit all den Toten geschehen war, nachdem Isabella sie angelockt hatte. Sie hatten eine furchtbare Metamorphose durchlaufen, aber sie waren nicht getötet worden, sondern lebten als unheilige, zombieähnliche Geschöpfe weiter.

Suko sah es inzwischen als einen Nachteil an, daß er sich allein auf dem Boot befand. Er hätte es gern gesteuert, was natürlich nicht möglich war, da er sich um die Gestalten kümmern mußte, die sicherlich nicht gekommen waren, um ihm nur guten Tag zu sagen.

Sie wollten etwas von ihm, sie wollten ihn holen, ihn in ihr verfluchtes Reich ziehen, in die Untiefen des Wassers dicht vor der Küste der schwarzen Blutinsel.

Das Boot schlingerte, krängte über. Mal lag es auf der Backbord- mal lag es auf der Steuerbordseite.

Wenn die Wellen besonders hart zufaßten, drohte es sogar zu kentern.

Suko stellte das Ruder fest. Mit dem Rücken preßte er sich dagegen, baute sich breitbeinig auf und zog eine seiner Waffen, die Dämonenpeitsche. Sie war für ihn die sicherste, denn trotz der geringen Entfernung hätte er mit der Beretta bei diesen Schwankungen leicht danebenschießen können.

Also versuchte er es mit der Peitsche.

Er schlug einen Kreis.

Die drei Riemen rutschten hervor.

Sie waren von der Kraft eines mächtigen Dämons erfüllt, der einst in den Höhlen Islands gehaust hatte. Suko war sicher, daß die beiden Monstren mit seiner letzten Aktivität nichts hatten anfangen können. Er ging auch davon aus, daß sie keinesfalls von ihrem Vorhaben ablassen und ihn töten würden.

Sie kamen mit unsicheren Schritten und Bewegungen, als würden sie Schwimmflossen an den Füßen tragen.

Suko ließ es nicht zu einem Angriff kommen. Er war derjenige, der attackierte. Zielsicher schlug er zu, und er erwischte die beiden Monstren zugleich.

Er hörte das Klatschen. Er sah, wie sich die Riemen um die lederartigen Körper wickelten, wie sie wie Messer wirkten, die tief in die Haut einschnitten.

Breite Risse entstanden.

Einer brach zusammen.

Als er auf die Planken schlug, da fiel sein linker Arm ab. Eine grünliche Wolke hüllte ihn ein und breitete sich im nächsten Augenblick über dem Kopf aus, denn Suko hatte noch einmal zugeschlagen und sie wieder gemeinsam erwischt.

Bei einem war der Treffer so hart gewesen, daß sich die Gestalt nicht

mehr hatte an Bord halten können. Die Wucht warf sie gegen die Reling und auch darüber hinweg.

Kopfüber und schon halb in der Auflösung begriffen tauchte sie in die Flut.

Suko schaute ihr kurz hinterher. Er bekam noch mit, wie sie sich unter Wasser auflöste.

Die Reste der zweiten Gestalt lagen auf seinem Boot, nur wenige Schritte von ihm entfernt.

Er ging hin.

Nicht nur der widerliche Gestank war schlimm - Suko konnte ihn nicht einmal identifizieren -, er sah auch zu, wie sich die Gestalt zu einem grünlichen Brei auflöste, der als Lache zurückblieb, ohne daß in ihr ein Stückchen Knochen schwamm.

Der Inspektor richtete sich wieder auf. Er konnte nur den Kopf schütteln, denn das alles zu begreifen und nach den Motiven zu forschen, kam ihm nicht in den Sinn.

Jedenfalls wußte er jetzt, daß sich die Menschen auf Korsika nicht geirrt hatten und die Legende in ihrer wirklich schlimmsten Abart existierte.

Er ging davon aus, daß es sich um die Diener der schönen Isabella handelte, und er konnte sich vorstellen, daß sie dieses Schicksal nicht erlitten hatte.

Sein Blick flog zurück über das Wasser, während er sich wieder dem Ruder näherte.

Es war nichts zu sehen. Weder ein Monster noch eine schöne Frau tanzten über der Wasseroberfläche. Alles sah so verflucht normal aus und wurde von einer tiefstehenden Sonne vergoldet. Er sah sogar die Westküste Korsikas, deren Felsen ebenfalls vom Schein erwischt wurden und eine ganz bestimmte Strahlung bekommen hatten, in der sich praktisch alle Rottöne abzeichneten.

Es war der erste Versuch. Weitere würden folgen, das stand für Suko fest. Welche Kräfte auch hier agierten, sie konnten es sich einfach nicht leisten, Suko am Leben zu lassen. Er machte sich auf harte Zeiten gefaßt.

Zu den Kräften zählte auch das Wasser und dessen natürliche Umgebung. Als Suko den plötzlichen Ruck spürte und gleichzeitig auch das Krachen hörte, war es zu spät.

Da war das Boot bereits voll aufgelaufen. Mit dem Bug gegen hartes Gestein gekracht. Es wurde zurückgeworfen, prallte noch einmal gegen das Gestein, und der dabei entstehende Schwung hob es in die Höhe. Er keilte es förmlich aus dem Wasser hervor. Suko fand sich auf einer schiefen Ebene wider, die ihm keinen Halt mehr bot.

Er fiel nach vorn, prallte auf und rutschte dem Heck entgegen. Es gab nichts, wo er sich hätte halten können. Er überschlug sich sogar und

sah, wie das Wasser überschäumte.
Es kam wie ein gewaltiger Strudel, der gegen ihn strömte und seinen Kopf umschlang.
Suko bekam Wasser in den Mund, schluckte das Zeug, kämpfte sich aber wieder hoch, kam auf die Knie und steckte sogar noch die Peitsche in den Gürtel.
Dann kippte er nach backbord über.
Er fluchte.
In seine Worte hinein erklang das Krachen wie der Beginn des Jüngsten Gerichts. Suko hatte das Gefühl, einen Weltuntergang zu erleben, jedenfalls ging seine kleine Welt unter. Es gab keinen, der sie hätte aufhalten können. Sie war nicht zu stoppen.
Trümmer umwirbelten ihn, auch Wasser, das aus unzähligen Händen zu bestehen schien, die an ihm zerrten und zurrten und es auch schafften, ihn in die tiefen Rinnen zwischen den Klippen zu reißen.
Ein anderer Wirbel packte Suko und drehte ihn herum. Er schob ihn vor. Suko hatte die Orientierung verloren. Er wußte nicht, in welche Richtung er gedrückt wurde. Er konnte nur hoffen, daß ihn die Wucht des nassen Elements nicht gegen einen der Felsen schleuderte, denn dort waren die Kanten scharf wie Messer und konnten ihm leicht das Gesicht einschneiden oder den Schädel zertrümmern.
Wieder wurde er in die Höhe geschleudert. Etwas traf seinen Kopf und trieb weg. Wahrscheinlich war es eine Planke gewesen. Suko spürte den ersten Schmerz zwar, nur kümmerte er sich nicht darum, denn ihn quälten andere Sorgen.
Er mußte wieder an die Oberfläche. Er schaffte auch die ersten Schwimmbewegungen.
Suko tauchte auf.
Luft, nur Luft.
Er schnappte gierig danach und merkte dann, daß ihm etwas in das rechte Auge sickerte, das kein Wasser war, sondern eine dickere Flüssigkeit, Blut. Es quoll aus der Platzwunde an der Stirn und ließ sich nicht aufhalten.
Suko befand sich in einem brodelnden Kessel. Schaum wirbelte über die Oberfläche hinweg. Zu beiden Seiten wurde der Kessel von dunklen Klippen begrenzt, und das Wasser gurgelte dermaßen stark auf, daß er das Gefühl hatte, es würde anfangen heiß zu werden.
Er wischte das. Blut weg. Es gelang ihm ein Blick auf die Insel.
Riesengroß wuchs sie aus dem Wasser. Der feine Sandstrand kam ihm dabei vor wie ein schmaler Saum.
Aber er bedeutete die Rettung, die vorläufige zumindest. Ehe Suko versuchte, ihn zu erreichen, schaute er sich um. Dabei trat er Wasser und wurde permanent von den Wellen in die Höhe gedrückt und wieder zurückgezogen, so daß er sich sehr bald fühlte wie ein Korken.

Der Inspektor behielt die Übersicht. Er lauerte auf die Strömung und paßte einen günstigen Moment ab. Dann warf er sich nach vorn und ließ sich mit ihr auf die Insel zutreiben.

Es klappte gut.

Zwar wurde er an eine Röhre erinnert, in der er steckte, aber das Gefühl verging, als er freie Bahn hatte und nicht mehr so stark von einer Seite auf die andere gedreht wurde. In seiner Nähe schwammen Trümmer vorbei. Das Boot hatte den Aufprall nicht überstanden, und Suko würde, wenn er die Insel erreichte, dort festhängen.

Daran dachte er nicht, als er kraulte und in die helle Gischt der nicht sehr hohen Brandung geriet. Er ließ seinen Körper absacken, die Beine bewegten sich. Die Füße schleiften plötzlich über einen weichen Grund, wenig später die Knie, und wieder einige Sekunden später konnte er endlich laufen.

Er torkelte dem Trockenen entgegen, wurde von den Wellen eingeholt und gepackt, so daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten, denn ablaufendes Wasser zerrte zugleich an ihm.

Schwerfällig gelang es dem Inspektor, an Land zu kommen. Seine Füße schleiften durch den weichen Sand und hinterließen sichtbare Spuren, als er das Trockene erreichte.

Da fiel er hin.

Er war erschöpft, seine Beine zitterten bis hinauf zu den Oberschenkeln. Er konnte sich nicht mehr halten, die Welt hatte sich plötzlich vor seinen Augen gedreht, doch er wußte, daß er sich nicht lange ausruhen konnte, denn auf der Insel war er keinesfalls sicher. Sie wurde seiner Ansicht nach von den verfluchten Monstren beherrscht, und so kam der Mann taumelnd auf die Füße.

Breitbeinig blieb er stehen.

Als er den Kopf schüttelte, spürte er hinter seiner Stirn das harte Pochen. Die Wunde machte ihm noch immer zu schaffen. Von ihr pulsten Schmerzwellen aus.

Aus seiner Kleidung lief das Wasser, aus den Haaren ebenfalls. Es vermischte sich mit dem Blut in seinem Gesicht, so daß rosafarbene Streifen entstanden.

Aber er lachte auf.

Er hatte durchgehalten. Er hatte dem Grauen und seinen Feinden ein Schnippchen geschlagen. Das heranrollende Wasser floß in seine Schuhe, und Suko bewegte sich dorthin, wo der Sand trocken war. Da ließ er sich nieder.

Er schaute zurück.

Die Wellen schienen ihn auszulachen, als sie gegen die Insel donnerten und noch gewisse Erinnerungsstücke mitbrachten, die aus allen möglichen Resten des zerschellten Bootes bestanden. Sogar eine wasserdichte Proviantdose wurde angeschwemmt, die Suko aufs

Trockene zog. Da er schon einmal stand, wollte er sich auch einen ersten Überblick verschaffen.

Und der sah günstig oder ungünstig aus. Das konnte sich Suko aussuchen.

Günstig insofern, als daß er keine Monster in seiner unmittelbaren Nähe sah. Ungünstig, wenn er an die Vegetation dachte. Er sah kein Grün, nicht einen Grashalm, der aus irgendeiner Spalte hervorkroch, um an das Licht der Sonne zu gelangen. Er sah nur die wie verbrannt wirkende Erde, von der die Menschen behaupteten, sie sei durch das Blut der Toten zu dieser ungewöhnlichen Farbe gekommen.

Bis zu den ersten hohen Felsen hin, stieg der Weg zwar leicht an, er war trotzdem noch eben, wenn auch von zahlreichen verschieden großen Löchern aufgerissen. Sehr porös sah er aus, als hätte jemand mit einem Stock die Löcher hineingestoßen.

Suko suchte nach einem Vergleich für das Wachstum der Felsen. Sie waren weder breit noch kompakt, sie standen hoch wie Wellen oder Wellenspritzer, die mitten in der Bewegung auf dem Weg in den Himmel einfach erstarrt waren.

Eine ungewöhnliche Formation, die selbst von den Vögeln gemieden wurde.

Hatte die Frau mit den Bluthaaren dieses Eiland in Besitz genommen? Wenn ja, wo hielt sie sich dann auf? Ihre Diener jedenfalls waren aus dem Meer gestiegen. Suko konnte sich vorstellen, daß auch sie den gleichen Weg nahm, deshalb drehte er sich, um zurück auf das Wasser schauen zu können.

Er mußte sich etwas nach links wenden, um die freie Fläche beobachten zu können, denn auf der anderen Seite nahm ihm die erste und auch größere Insel die Sicht.

Das Wasser wurde noch immer von den Strahlen der untergehenden Sonne eingefärbt. Sie stand weit im Westen wie eine übergroße glühende Orange, und ihr Schein lief wie ein zitternder breiter Blutstreifen über das Wasser.

Eine breite Fläche des Meeres nahm er ein. Er ließ die Wellen wertvoll aussehen, er bedeckte sie gleichzeitig auch mit einem Bluthauch, eigentlich ideal für eine Unperson wie Lady Bluthaar.

Ansonsten lag die See ruhig.

Nur nahe der Insel schäumte das Wasser gegen die Klippen und brachte immer wieder neue Trümmer mit, als Erinnerung an ein sehr schickes und schnelles Boot.

Suko konzentrierte sich auf das Wasser. In der Ferne zeichnete sich der Streifen der korsischen Küste ab.

Suko preßte die Lippen hart zusammen, als er daran dachte, daß dort wieder sein Ziel lag. Wie es jetzt aussah, würde er es kaum erreichen können. Er dachte bereits darüber nach, ob er ein so guter Schwimmer

war, denn einen anderen Weg gab es nicht.
Da fiel ihm etwas auf.
Allerdings nur deshalb, weil er sich eben auf das Wasser konzentriert hatte.
Der Schaumstreifen und Strudel entstand in dem langen, blutroten Sonnenstreifen. Das Wasser quirlte dort in die Höhe, als befände es sich in einem Topf, der durch eine heiße Platte erhitzt worden war. Ohne Grund passierte das nicht, und Suko spürte neben seiner Spannung plötzlich das Kribbeln im Bauch. Es kündigte ihm an, daß möglicherweise etwas geschah.
Wenn ja - hing es dann mit ihm zusammen?
Seine Kehle war trocken geworden. Vom langen Starren brannten ihm die Augen. Zudem blendete die Sonne noch immer ein wenig. Er wischte seine Augen frei und sah besser.
Das Brodeln hatte sich noch verstärkt. Wasser spritzte in langen Armen hoch, die dann zusammenfielen und als glänzendes Tropfenmuster wieder zurückkippten.
Abermals brodelte es.
Schaum entstand.
Er quirlte, er kreiselte, er war einfach da und ließ sich nicht mehr zurückhalten..
Er brachte eine Botschaft.
Nein, nicht nur sie.
Er brachte die Gestalt, das hier herrschende Böse, denn aus den Fluten krochen oder stiegen diejenigen, die aussahen wie eine Mischung aus Mensch und Monster.
Suko sah die langen Arme, die gespreizten Hände, auch die blanken Köpfe, die mal oben und dann wieder unter der Wasserfläche verschwunden waren. Sie führten einen Tanz auf, sie wollten ihm zeigen, zu was sie eigentlich fähig waren.
Als er sich noch stärker darauf konzentrierte, da hatte er den Eindruck, als hätten sie einen Kreis gebildet, um in dessen Mitte Platz zu machen.
So war es dann auch.
Das Glühen nahm zu. Die rote Farbe intensivierte sich. Sie stieg aus der Tiefe hoch, sie war wie ein breiter Schal, der am Grund gelauert hatte und nun nach oben wollte.
Er drückte sich durch das Wasser.
Ein blutroter Vlies schwamm für einen Moment in seiner gesamten Breite auf den Wellen.
Lady Bluthaar!
Dieser Name schoß Suko durch den Kopf. Einen Augenblick später hielt er den Atem an, denn nun erschien sie selbst, und sie stieg aus dem Wasser wie eine Königin, die über Leben und Tod gebot.

***

Suko wußte beim besten Willen nicht, wie er dieses Bild interpretieren sollte. War es schrecklich, war es einmalig, oder war es einfach nur faszinierend?

Wahrscheinlich kam hier alles zusammen. Ihn hatte ein sanfter Schauder überfallen, der auch blieb, obwohl sich Suko dabei nicht gruselte. Er schaffte es nur nicht, den Blick abzuwenden. Was er dort sah, glich einer Szene aus Dantes Inferno, wo Schönheit und Grauen teilweise eine Verbindung eingegangen waren.

Isabella erhob sich aus den Fluten. Ihr Haar, das bisher auf den Wellen gelegen hatte, löste sich allmählich, denn die Kraft kehrte in sie zurück.

Es schwang hoch wie eine Fahne, es breitete sich dabei zu den Seiten hin aus und schien von unsichtbaren Händen getragen zu werden. Suko konnte ihr Gesicht noch nicht erkennen, da ihm die monströsen Wesen die Sicht nahmen. Sekunden später hatte es sich so weit aus dem Wasser erhoben, daß es vor ihm stand wie gemalt. Auf den Hinterkopf fielen die Strahlen der Sonne wie ein extra für diesen Auftritt geschaffener Background, und sie hoben das Gesicht noch deutlicher hervor, so daß die Entfernung zwischen Isabella und der Insel keine so große Rolle mehr spielte.

Es war ein Gesicht, in dem die klassische Schönheit wie eingemeißelt stand. Sehr erhaben, irgendwo auch entrückt und ebenfalls ein wenig arrogant.

Suko hatte damit gerechnet, eine nackte Frau aus den Wellen steigen zu sehen. Er irrte sich, denn Isabella trug ein langes, bis zu den Füßen reichendes Kleid, das sogar hoch geschlossen, dafür aber durchsichtig war und aus Seide bestehen mußte, jedenfalls schimmerte es so.

Suko sah die Brüste, den Schwung der Hüften, die Beine mit den wohlgeformten Oberschenkeln und das dunkle Dreieck dazwischen.

Er stand da und rührte sich nicht. Er war zu der berühmten Salzsäule geworden und schaute zu, wie die Gestalt immer höher stieg, wobei sie das Wasser als Widerstand überhaupt nicht zu spüren schien. Sie breitete ihre Arme aus, als wollte sie sagen: Schaut her! All dies gehört mir. Ich bin die Königin der Meere.

Das rote Haar umwallte sie als Vorhang. Es mußte bis weit auf die Schultern hinabfallen, was Suko allerdings nicht sehen konnte, er konzentrierte sich auf die vordere Seite der Frauengestalt.

Jetzt begriff er, weshalb die jungen Männer den Verlockungen nicht hatten widerstehen können.

Von dieser schönen Frau - mochte mit ihr sein, was es wollte - ging eine Faszination aus, wie Suko es lange nicht mehr, eigentlich noch nie, erlebt hatte.

Er atmete tief durch. Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte es nicht

geschafft, den Blick zur Seite zu drehen. Diese Königin des Meeres war einfach einmalig. Es sah aus, als wollte sie geradewegs in den rot gefärbten Himmel hineinsteigen, was allerdings nicht passierte, denn dicht über der Wasserfläche, etwa eine halbe Körpergröße hoch, kam sie zur Ruhe.

Da stand sie nun.

Unter ihr, im Wasser, hielten sich die Monster auf. Sie konnten keine Ruhe geben. Immer wieder sprangen sie hoch, streckten dabei die Arme aus, doch sie schafften es nicht, Isabellas Füße zu erreichen, weil sie immer wieder die Beine anhob oder sie einfach auch nur zu weit entfernt war.

Einmal trat sie zu.

Suko hatte das Gefühl, bei den folgenden Ereignissen Ohrenzeuge zu sein, denn er glaubte, dieses Krachen und Knacken zu hören, als der Schädel auseinandersplitterte. Statt dessen vernahm er nichts, die Stille blieb.

Aber Lady Bluthaar hatte ihren Dienern wieder einmal bewiesen, wer hier das Sagen hatte.

Sie regierte, sie herrschte über die schwarzen Blutinseln, über das Meer und auch über Suko.

Es war eine verrückte Vorstellung, aber sie ließ sich nicht vertreiben und schoß dem Inspektor durch den Kopf. Und Isabella schien Gedanken lesen zu können, denn sie ließ ihre Stimme erschallen, die über das Wasser hallte.

Es war eine Stimme, wie Suko sie ebenfalls bei einer Frau noch nie zuvor gehört hatte. Nicht, daß sie männlich geklungen hätte, aber sie hatte doch einen ungewöhnlichen Klang, als wäre sie nicht durch einen Mund, sondern durch einen Tunnel gedrungen, denn sie hallte bereits nach, bevor sie Sukos Ohren erreichte, und ihm kam dabei ein verrückter Vergleich in den Sinn.

Als hätte diese Person aus dem Totenreich gesprochen. So fern lag die Vermutung zudem nicht, denn Isabella konnte kein normaler Mensch mehr sein, auch wenn sie so aussah. Sie war eine Leiche, eine lebende Tote, ein Geist oder Gespenst, das dreidimensionale Formen angenommen und die Jahrhunderte überlebt hatte. So etwas konnte kein Mensch schaffen, da mußten andere Mächte ihre Hände mit im Spiel haben.

Der Teufel vielleicht?

Als Suko daran dachte, wunderte es ihn, daß er nicht erschrak. Bei dieser Frau nahm er das sogar hin, denn für ihn war sie eine einzige Verlockung.

»Ich wußte, daß du kommen würdest, mein Freund, und ich habe dich auch erwartet. Alle werden irgendwann einmal den Weg zu mir finden, denn ich schaffe es, die Männer zu faszinieren. Sie alle stehen

auf meiner Seite, wenn sie mich einmal gesehen haben. So war es damals, so ist es heute. Auch du, der du den Weg in Feindschaft zu mir gefunden hast, wirst deine Meinung ändern müssen, weil dir einfach keine andere Möglichkeit bleibt. Du kannst dich mir nicht entziehen, mein Freund.«

Das konnte Suko tatsächlich nicht. Und doch grübelte er über die Folgen nach. Sie waren für ihn schlimm. Er sah ein, daß sie auf der anderen Seite stand, und trotzdem konnte er sich nicht gegen sie wehren, weil von ihr etwas ausging, das er nicht beschreiben konnte. Es hatte ihn einfach gepackt, und er nickte wie eine willenlose Puppe.

»Aber du bleibst mir erhalten«, versprach die Person. »Ich werde dich zunächst als Spielzeug benutzen. Ich werde dich bewahren, du wirst mich sehen können, dich wird eine große Sehnsucht überfallen, aber ich werde dir den Gefallen nicht tun und zu dir kommen. Erst wenn ich es für richtig halte, werde ich dich in meinen Kreis einbeziehen. Erst dann, hast du verstanden?«

Suko hatte verstanden. Er nickte, denn sprechen konnte er nicht. Obwohl er dieser Person gern einiges gesagt hätte, doch noch erschien sie ihm fremd, wo sie ihm gleichzeitig so vertraut war.

Sie lächelte.

Zum erstenmal veränderte sich dabei ihr Gesichtsausdruck, und Suko erlebte so etwas wie einen Himmel, denn er bezog das Lächeln ganz allein auf sich und nicht auf die Situation, die von Isabella geschaffen worden war, und die sie als Triumph ansehen konnte.

Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht, als sie sich bewegte. Durch ihren Körper glitt ein Schwingen. Es begann bei den Haaren, die anfingen zu zittern und Wellen zu schlagen, bevor sie sich allmählich nach innen wandten und auf die Gesichtshälften zuglitten.

Gleichzeitig tauchte die Frau ab.

Auf dem Wasser schwamm noch immer der Kreis ihrer Diener mit der Öffnung in der Mitte. Diese Wesen hatten ihre Königin nicht aus den Augen gelassen. Es war eine verkehrte Welt. Auf der einen Seite die absolute Schönheit, auf der anderen Grauen und Verderben sowie Tod und Moder.

Sie glitt hinab.

Sie tauchte in den Kreis ein.

Das Wasser schluckte sie, und für Suko sah es aus, als würde es sie überhaupt nicht berühren. Die Wellen schienen imaginär zu sein und einfach nur aus einem Bild zu bestehen oder einem Hologramm, das Suko allmählich verschwinden sah.

Dann war die schöne Lady Bluthaar verschwunden. Nur noch ihre Haarpracht zeugte von ihrem Dasein, denn sie schwamm dicht unter der Wasserfläche und hatte dort einen roten Fleck hinterlassen, der sich dann auflöste.

Suko stand da und bewegte sich nicht. Isabella war für ihn plötzlich zu einer Erinnerung geworden, und er fragte sich, ob es sie überhaupt gegeben hatte?

Sie war wie ein Traum gekommen und wie ein Traum verschwunden, aber sie hatte in ihm etwas hinterlassen, das er selbst als einen Einschnitt in seine Seele bezeichnete.

Sein Blick fiel wieder über das Meer, und er sah das jetzt leere Wasser, ohne sie.

Trauer überkam ihn. Die Erinnerung an Isabella war übermächtig. Doch er konnte sie auch nicht herbeizaubern.

Suko wußte nicht einmal, wie lange er auf dem Fleck gestanden und aufs Meer hinausgestarrt hatte, jedenfalls war die Sonne irgendwann in der See versunken wie ein gewaltiger Ball. Die Dämmerung schlich heran. Graue, düstere Schatten, etwas heller als das Gestein. Grau und düster sah es auch in Sukos Innern aus, der die Begegnung mit Isabella immer wieder durchlebte, denn er konnte sie einfach nicht vergessen.

Sie war etwas Besonderes gewesen, das begriff er sofort. Wer sie sah, vergaß alle anderen.

Irgendwann erwachte Suko aus seiner Starre. Er schaute über das dunkle Meer, wo auch die anderen Inseln mit dem Tuch überdeckt waren. Allein blieb Suko auf der Insel zurück. Sehr allein sogar, denn er konnte seine Gedanken einfach nicht von der Erscheinung lösen. Sie hatte sein Innerstes in Aufruhr gebracht.

Sehnsucht überkam ihn.

Er dachte nicht mehr an seinen Auftrag, sondern hockte sich an der Stelle, wo er stand, auch nieder und schaute mit leeren Blicken über das Meer hinweg.

Das Meer und Isabella gehörten zusammen. Sie bildeten einen Verbund, aus dem sich die Erscheinung nur für kurze Zeit getrennt hatte. Der Inspektor dachte nicht mehr an seinen Auftrag. Das alles lag in weiter Ferne. Jetzt gab es andere Dinge, um die er sich kümmern mußte.

Er wollte sie auf einen Nenner bringen, und da fiel ihm der Begriff Seelenheil ein.

Ja, das war es.

Er vermißte sein Seelenheil, deshalb war die große Traurigkeit über ihn gekommen, die zunahm, je länger er auf das Wasser schaute. Es war eine dunkle Fläche, die sich bewegte, die rauschte, die Geräusche abgab, als wollte sie mit ihm sprechen. Wellen waren entstanden, die gegen das Ufer rollten, sich dort überschlugen und zu schaumigen Kränzen wurden, die auf dem hellen Sand ausrollten.

Tief atmete er durch.

Isabella befand sich jetzt dort unten in der Tiefe. Sie würde sich da bestimmt wohl fühlen, auch wenn sie von schrecklichen Monstren

umgeben war. Es machte Suko seltsamerweise nichts aus, denn an diese Gestalten würde er sich gewöhnen können. Für ihn war es wichtig, nur an Isabella zu denken, und er stellte sich vor, wie sich die Fluten wieder teilten und sie an die Oberfläche stieg.

Levitation wurde dieser Vorgang genannt.

Er schluckte. Es war ein Phänomen, das man auch einigen Heiligen nachsagte, Thomas von Aquin, zum Beispiel, und er fragte sich, ob Isabella eine Heilige war.

Für ihn war sie das.

Suko stand auf.

Seine Bewegungen wirkten langsam, als stünde er unter einem starken Druck. Der Blick war ins Leere gerichtet. Er sah die auslaufenden Wellen, doch er nahm sie nicht richtig wahr. Er setzte einen Fuß vor den anderen, begann mit langsamen Schritten, ging dann schneller, als könnte er es nicht erwarten, in die Nähe des Wassers zu gelangen. Er mußte dort hin, vielleicht war er ihr dann näher.

Er hoffte, daß sie sich ihm noch einmal zeigen würde, um zu beweisen, daß es sie gab.

Sukos Füße schleiften durch den nassen Sand, der an seinen Schuhen klebenblieb. Irgendwo über ihm zog sich auch die letzte Lücke am Himmel zusammen, so daß er jetzt eine dunkle Fläche bildete.

Suko erreichte den Strand. Die Trümmer des zerstörten Bootes waren bis auf den Sandstreifen gespült worden, wo sie wie Souvenirs lagen. Suko ließ sich nieder.

Hier hörte er das Rauschen des Wassers deutlicher. Er wünschte sich, daß die Wellen eine Botschaft der schönen Frau für ihn mitbringen würden, doch dieser Wunsch blieb unerfüllt.

Er hörte nichts.

Er blieb allein.

Und er bereitete sich auf eine lange, sehnsuchtsvolle Nacht vor. An seine Aufgabe dachte er nicht mehr. Die gab es für ihn nicht mehr. Er dachte aber auch nicht an seine Sicherheiten, die er eingebaut hatte. Und dazu zählte ein Mädchen namens Marion Hayle, das sich nicht von einer Geisterfrau hatte blenden lassen.

Denn Marion reagierte und setzte durch ihren Anruf eine Maschinerie in Gang, die in London ihren Anfang nahm…

***

Eigentlich hatte ich ja noch etwas Ruhe haben wollen, aber es war anders gekommen. Daß sich die Maschine dem Boden entgegensenkte und wenig später auf dem korsischen Flughafen Ajaccio landete, konnte ich noch immer nicht so recht fassen, aber es ging um Suko, und nur das zählte.

Er war verschollen!
So jedenfalls war es Sir James berichtet worden von einer jungen Frau namens Marion Hayle. Ich hatte die Dinge etwas relativiert. Suko war nicht verschollen, er hatte sich nur nicht zu einem gewissen Zeitpunkt mehr gemeldet, was bei ihm allerdings etwas heißen sollte, denn darin war er pingelig.
Hinzu kam, daß er sich ein Boot gechartert hatte und allein aufs Meer zu den Blutinseln hinausgefahren war, wo er sich um eine geheimnisvolle Frau hatte kümmern sollen, die junge Männer ins Wasser lockte. Die Männer waren ertrunken, sie mußten ertrunken sein, und darum ging es auch nicht. Es ging um die geheimnisvolle Frau.
Da Suko nicht zu dem bestimmten Zeitpunkt zurückgekehrt war, stand zu befürchten, daß auch er in ihre Falle gelaufen war, und dies wiederum gefiel mir gar nicht. Wenn ich mir vorstellte, daß mein Freund dieser Person ins Wasser gefolgt war, hatte er eigentlich nicht überleben können. Der Gedanke gefiel mir gar nicht, und ich hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.
Das legte sich auch nicht, als ich die Kontrollen hinter mich gebracht hatte, wobei mir mein Sonderausweis wiederum sehr half und ich in dem kleinen Leih-Fiat saß, der mich sicher nach Piata bringen sollte, einem Ort am Golf von Ajaccio.
Ich fuhr immer am Meer entlang.
Eine Straße, die hier den Namen verdiente und durch eine grandiose Landschaft mit Meerblick führte. Das roch wieder nach Urlaub, es gab viele Urlauber auf der Insel, aber davon wollte ich mich auf keinen Fall ablenken lassen.
Für mich waren andere Dinge wichtig. So schnell wie möglich ans Ziel zu gelangen und dort Kontakt mit einer gewissen Marion Hayle aufzunehmen. Ich kam mir vor wie der einsame Shooting Star, den man geholt hatte, um die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, und ich hoffte nur, daß sich dies auch erfüllte.
Der Tag war klar, wir hatten Mittag, und die Sonne schien fast erbarmungslos auf das Land, auch auf meinen kleinen Wagen, der sich allmählich zur Sauna entwickelte.
Wer hier Urlaub machte, mußte schon die Landschaft lieben, die sich doch als schroff erwies, als abweisend und düster, denn Korsika war eine sehr gebirgige Insel und in ihrem Innern oft unwirtlich und auch einsam.
Es gab auch Berichte über korsische Banden, die Menschen entführten, Lösegeld erpreßten, um so ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Mit ihnen würde ich wohl keinen Kontakt bekommen, dafür aber mit dem Fischerund Küstenort Piata, wo Marion Hayle auf mich in einer kleinen Pension oder einem Gasthaus wartete.

Ob ich wollte oder nicht, ich gelangte an den Hafen, denn dort führte die Straße weiter. Es gab genug Einheimische, die mir weiterhelfen konnten. Neben einigen Fischern, die wie malerisch auf ihren umgedrehten Booten hockten, hielt ich an und erkundigte mich nach der Adresse.

Zunächst einmal erfuhr ich, daß die kleine Pension weiter oben lag. Wo die Felsen begannen und so etwas wie ein Mittelding zwischen Hang und Steilküste bildeten.

Dort wuchs nur wenig Grün, die meisten Felsen schimmerten in einer hellgrauen Farbe und reflektierten den Sonnenschein.

Ich kurvte in Seitenstraßen hinein, ließ den Fiat auf einem kleinen gepflasterten Platz stehen und fragte hier noch einmal. Ein Bäcker schickte mich in eine Quergasse hinein. Da es in seinem Laden herrlich duftete und ich Hunger bekam, kaufte ich mir ein mit Schafskäse belegtes Brötchen, das mir sehr gut schmeckte.

In der Gasse war es kühler. Schatten umgaben mich. Den Himmel sah ich über mir nur als einen hellblauen Ausschnitt. Die Häuser waren schmal, und die Menschen konnten sich von Haus zu Haus unterhalten.

Ich fand die Pension sehr schnell und sah auch, daß die hohe, zweiflügelige Eingangstür nicht geschlossen war. Auf der Schwelle blieb ich stehen, weil ein dunkelhaariges Mädchen dabei war, den Steinfußboden feucht aufzuwischen. Sie sah mich, weil mir mein Schatten vorauseilte. Sie richtete sich auf, erschrak, dann nicht mehr, weil ich freundlich grüßte und auch lächelte.

»Bitte…«

Ich erkundigte mich nach Marion Hayle, erntete bei ihr jedoch keine Reaktion. Sie rief mit lauter Stimme etwas nach hinten. Sehr bald hörte ich Schritte. Ein dürrer Mann erschien, der ein leeres Tablett in der rechten Hand hielt.

Ich erklärte ihm, wen ich sprechen wollte. Der Mann ließ mich ausreden, bevor er lachte und nickte.

Ich war beruhigt.

Dann durfte ich mich auf einen schwarz eingefärbten Korbstuhl setzen, und schon sehr bald erschien auf der schmalen Treppe eine blonde junge Frau, die weiße Jeans und eine bunte Fleckenbluse trug.

Sie hatte sich fröhlich angezogen, doch sie selbst machte keinen fröhlichen Eindruck. Auf mich wirkte sie bedrückt.

Ich erhob mich. »Marion Hayle?«

»Ja.«

»Ich bin John Sinclair.«

Sie blieb stehen, schloß die Augen. Ich sah, wie sie aufatmete. Ihre Lippen zuckten. Es sah so aus, als wollte sie anfangen zu weinen, allerdings vor Erleichterung.

Sie riß sich zusammen und reichte mir die Hand. Ihre Haut war verschwitzt, vielleicht auch vor Aufregung.

»Setzen Sie sich doch.«

Steif nahm sie Platz und sagte dann: »Ich finde es toll, daß Sie so schnell gekommen sind, Mr. Sinclair.«

»Sie können John zu mir sagen.«

»Danke.«

»Klar, ich bin gekommen.« Es war so etwas wie ein Alarmruf, der uns erreichte.

Sie senkte den Blick. »Bitte, John, verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich hatte es mit Suko abgesprochen.«

»Es sollte auch kein Vorwurf gewesen sein. Im Gegenteil, ich finde es richtig, denn auch ich mache mir Sorgen um meinen Freund und Partner. Zunächst eine Frage vorweg. Sie haben auch heute nichts von ihm gehört?«

»Nein.«

»Das ist schlecht.«

»Finde ich auch.« Sie schaute auf ihre zusammengelegten Hände. »Sind Sie über den Fall informiert, John?«

»Nicht in allen Einzelheiten. Ich weiß nur, daß es um eine Person geht, die dem Meer entsteigt, junge Männer anlockt, die dann ertrinken. Eine Art Sirene, wie man sie auch von einer Rhein-Legende her kennt, der Loreley.«

Marion nickte mir zu. »Ja, das ist die Geschichte, der auch Tom Ward zum Opfer fiel.«

»Wer ist Tom?«

»Mein Freund.«

»Und er ist verschwunden.«

Marion bekam feuchte Augen und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrükken. »Nein, ich glaube nicht, daß er nur verschwunden ist, John. Tom ist tot. Er ist ertrunken, er ist in die Fänge dieser fürchterlichen Person geraten…«

»Haben Sie die Frau gesehen?«

»Ja, schwach nur. Da war es zu spät. Sie war eine Erscheinung, die über den Wellen schwebte. Sie steigt aus den Fluten und fasziniert die Männer so sehr, daß diese gar nicht anders können, als ihr zu folgen.«

»Auch Suko?«

»So muß es gewesen sein.«

»Ja«, sagte ich, »ja…« Ich überlegte. »So, wir haben zwar nicht viel Zeit, nehme ich an, doch ich möchte die Geschichte gern von Anfang an hören.«

»Das können Sie.«

In den folgenden Minuten war ich nur der Zuhörer. Ich erfuhr, was es mit dieser ungewöhnlichen Person auf sich hatte und daß sie eine

Gestalt aus der Geschichte gewesen war.

Sie war die Geliebte eines französischen Königs gewesen, der ihrer dann überdrüssig geworden war und sie, zusammen mit zahlreichen Pestkranken, auf ein Schiff hatte bringen lassen. Es sollte die Kranken zu einer der Inseln bringen. Ein Sturm jedoch hatte das Schiff zum Kentern gebracht. Der Sage nach waren die Pestkranken durch die Strömung dennoch an ihr Ziel gelangt, wo ihr Blut die einst grauen Felsen der Insel schwarz gefärbt hatte. Das war die Legende.

»Und was ist mit der schönen Isabella?« fragte ich.

»Um sie drehte sich eine andere Geschichte oder Sage.«

»Welche?«

Marion räusperte sich. Sie hatte zwischendurch für sich und mich Kaffee bestellt. Das Mädchen, das auch putzte, brachte uns die großen Tassen.

Wir tranken langsam, während sich der kleine Raum hier unten allmählich mit dem Licht der Sonne füllte.

Marion Hayle stellte die Tasse ab. »Die ganze Sache ist die, und meiner Ansicht nach beruht sie ebenfalls auf einer Legende: Wie ich hörte, ist der König seiner Geliebten deshalb überdrüssig geworden, weil sie ihm über den Kopf wuchs, wie man so schön sagt.«

Ich lächelte. »Heißt das, daß sie Macht über ihn erlangt hat?«

»So kann man es ausdrücken.«

Ich behielt mein Lächeln bei. »Das ist nichts Ungewöhnliches. Viele Frauen haben Macht über ihre Männer, Freunde und Gatten. Das war schon immer so, und das wird auch so bleiben. Da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

»Da haben Sie wohl recht, John, aber Isabellas Macht über den König war anders und so stark, daß er Angst vor ihr bekommen hatte. Deshalb hatte er sie ja loswerden wollen. Er muß geahnt haben, was tatsächlich in ihr steckte.«

»Was war es?«

»Tja«, meinte Marion, hob die Schultern und senkte gleichzeitig ihre Stimme zu einem Flüstern.

»Da muß ich mich wieder auf die alte Legende verlassen.«

»Tun Sie das.«

»Man hat dieser Isabella bestimmte Kräfte nachgesagt, die mit den menschlichen nichts zu tun haben.«

»Magische«, präzisierte ich.

»Hexenkräfte.«

»Sehr gut, Marion.«

Sie drückte sich zurück. »Nein, John, das finde ich nicht sehr gut, sondern schrecklich.«

»Auch. Aber glauben Sie mir, wenn man immer damit zu tun hat, gewöhnt man sich daran.«

»Ja, stimmt. Ich weiß ja durch meinen Vater, wer Sie sind. Deshalb habe ich mich auch an Sie gewendet.« Sie schnitt ein anderes Thema an. »Wenn ich daran denke, mit welch großem Optimismus Suko die Ermittlungen aufnahm, kann ich nur mit dem Kopf schütteln und Ihren Freund gleichzeitig bewundern. Er hat sich nicht ins Bockshorn jagen lassen, hat mich auch nicht für eine Spinnerin gehalten, wie die meisten Menschen es wohl getan hätten. Er hat mir alles geglaubt, aber er hat diese Person unterschätzt und ist zu den Inseln gefahren.«

»Zu welcher?«

»Das weiß ich eben nicht.«

Damit hatte sie etwas zugegeben, das mir überhaupt nicht gefiel. Es war ärgerlich, denn es standen mehrere Inseln zur Auswahl. Wie es aussah, mußte ich alle abgrasen, um eine Spur von Suko zu finden. Das wiederum würde mich Zeit kosten.

»Ein schlechtes Omen, nicht?«

»Ja.«

»Was wollen Sie denn tun?«

»Es bleibt nur das Boot.«

Marion nahm die breite Tasse mit beiden Händen hoch und trank in kleinen Schlucken. Als sie die Tasse absetzte, flüsterte sie: »Ich hätte mit ihm fahren sollen, John, ja, das hätte ich tun müssen.«

»Dann säßen Sie jetzt nicht mehr hier.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht in einem Boot, sondern mit einem zweiten.« Sie tippte sich gegen die Brust. »Mich hätte die Person nicht ins Wasser gelockt.«

»Rechnen Sie denn damit, daß Suko gelockt worden ist?«

»Ja.«

»Ich nicht.«

Sie schaute mich erstaunt an. »Meinen Sie das im Ernst, oder ist es der reine Zweckoptimismus?«

»Nein, im Ernst, denn ich traue Suko zu, daß er den Verlockungen widerstanden hat.«

»Und weshalb ist er dann nicht zurückgekehrt?«

»Sie haben recht, Marion, das genau ist das Problem. Allerdings hoffe ich, daß wir da ebenfalls noch eine Lösung finden werden. Mal sehen, wie sich die Sache entwickelt.«

»Aber nicht für Sie allein.«

Ich hatte begriffen. »Das heißt, Sie wollen mich unter Umständen begleiten.«

»Nicht nur unter Umständen. Ich will endlich Klarheit haben. Ich will wissen, was geschehen ist. Wir haben auch einen Knochen gefunden, wie ich Ihnen schon erzählte.«

»Was sagte Suko dazu?«

»Daß er alt sein muß, denn das Salzwasser hatte ihn schon stark

angegriffen.«
»Er hätte also nicht von Ihrem Freund stammen können, so schlimm sich das jetzt für Sie anhört.«
Sie versteifte etwas. »Nein, John, das hätte er nicht. Vielleicht sind die Knochen der Toten in die Höhe gespült worden, die auf dem Meeresgrund liegen und vor langer Zeit mit dem Segler sanken. Ich… ich habe keine Ahnung.«
»Wir werden es herausfinden.«
Beinahe traurig blickte sie mir ins Gesicht. »So hat auch Ihr Freund Suko gesprochen. Sie haben ja selbst erlebt, was dabei herausgekommen ist. Für mich sieht es nicht gut aus. Pardon, wenn ich Ihren Optimismus nicht teilen kann.«
»Das macht nichts«, erwiderte ich. »Wichtig ist nur, daß ich hinterher recht behalte.«
»Ich wollte, es wäre so.« Überzeugend hatte ihre Antwort nicht geklungen.
Demonstrativ schaute ich auf die Uhr. »So, dann werden wir uns mal um gewisse Dinge kümmern.«
»Sie wollen ein Boot mieten?«
»Ja.«
»Dann gehe ich mit. Es gibt hier im Ort eigentlich nur einen Mann, der Boote vermietet. Wir müssen zum Hafen hinunter. Auch Suko hat bei ihm vorgesprochen.«
»Wunderbar.« Ich stand auf und zog meine Jacke von der Lehne. »Dann lassen Sie uns mal gehen, Marion…«

***

Am Hafen hatte sich der Betrieb verdichtet, denn dort hielten sich viele Urlauber auf, die durch die kleinen Läden schlenderten oder sich einfach nur irgendwo hinsetzten, um die malerische Kulisse zu genießen. Ich hörte zahlreiche Sprachen, am häufigsten neben dem Französischen und Italienischen Deutsch und Englisch. Aus dem kleinen Restaurant drangen die Küchengerüche. Wer hier aß, der konnte sicher sein, fangfrischen Fisch serviert zu bekommen.
Wir beeilten uns, denn ich hatte erfahren, daß der Mann seinen Laden am Mittag für drei Stunden schloß. Er hieß Cervi und war schon dabei, einige aufgeblasene Schlauchboote in das Geschäft zu räumen, als wir erschienen.
Cervi trug ein gestreiftes T-Shirt und ein weißes Stirnband, das seine braunschwarze Haarflut bändigte. Seine Haut war wettergegerbt, die Lippen schmal.
»Da kommen Sie aber spät«, sagte er.
»Vermieten Sie keine Motorboote mehr?«
Er schaute mich ziemlich finster an. »Im Prinzip ja, aber heute doch

sehr ungern.«
»Das muß einen Grund haben.«
»Hat es auch.«
»Welchen?«
Er schleifte auch das letzte Schlauchboot ins Haus, kehrte wieder zurück und gab die Antwort.
»Wenn ich meine Boote verleihe, möchte ich auch sicher sein, daß sie wieder zurückgebracht werden.«
»Das verstehe ich.«
Er zündete sich eine Zigarette an und deutete auf das Meer. »Gestern habe ich ein Boot verliehen, das mitsamt dem Mieter verschwunden ist. Da bekommt man automatisch schlimme Gedanken. Fischer haben mir von Trümmern berichtet, die sie gesichtet haben. Ich kann mir vorstellen, daß sie zu meinem Boot gehören.«
Ich spürte den harten Druck im Magen wie das Gewicht einer schweren Faust. Neben mir stöhnte Marion leise auf. »Haben die Fischer Ihnen erzählt, wo sie die Trümmer sichteten?«
»Vor einer Insel.«
»Vor welcher?«
»Es ist die zweite, von hier aus gesehen.« Wieder wies er in die Ferne, und ich mußte mich zusammenreißen, um gleichgültig zu erscheinen. »Nicht jeder ist gleich«, sagte ich. »Vielleicht hat der Mann keine Erfahrungen mit Booten gehabt.«
»Er war ein Chinese.«
»Hat das etwas zu bedeuten?«
»Weiß ich nicht.«
»Aber ich brauche das Boot.«
Cervi schaute mich an, dann Marion, überlegte und kam auf die Kaution zu sprechen, wobei er uns klarmachte, daß der Verleih nicht eben preiswert war.
»Damit habe ich gerechnet«, erwiderte ich. »Nennen Sie uns bitte Ihren Preis.«
Das tat er. Er mußte die Kaution verdoppelt haben, aber ich zahlte sie. Einen Scheck nahm er zwar nur ungern an, aber soviel Bargeld trug ich nicht bei mir.
»Können wir das Boot sehen?«
Cervi faltete den Scheck zusammen und steckte ihn in seine Hosentasche. Danach schloß er den Laden ab. Zu dritt gingen wir hinüber zur Anlegestelle.
Unter drei Booten konnten wir wählen. »Das schnellste ist weg«, erklärte er uns.
»Da nehmen wir das zweitschnellste.«
Er deutete auf ein Boot, das einen knallroten Anstrich hatte, ziemlich flach war und nicht eben seetüchtig aussah. Da jedoch kein Sturm

angesagt worden war, hoffte ich, daß wir damit zurechtkamen.
Sehr weit war der Weg ja nicht.
»Wir nehmen es.«
»Gut.«
Marion stieg als erste ein, ich folgte. Cervi blieb noch am Rand der Mole stehen und löste das Tau.
»Es ist vollgetankt«, erklärte er, »aber ich will es heil zurückhaben, verstehen Sie?«
»Das geht schon in Ordnung.« Ich stand am Ruder. Den Schlüssel hatte ich bereits ins Schloß gesteckt. Dann betätigte ich den Anlasser. Der Motor hustete einige Male durch, bevor er so lief, wie ich es mir vorgestellt hatte.
Marion stand neben mir und schaute zurück. »Dieser Cervi macht ein Gesicht, als hätten wir ihm soeben das letzte Hemd gestohlen.«
Ich grinste. »Ist doch verständlich - oder?«
»Stimmt.«
Ich fuhr an. Seidenweich und sehr klar schimmerte das Wasser selbst hier am Hafen. Ebenso klar war auch die Luft, denn längst hatte die Sonne auch die allerletzten Dunststreifen weggedampft. Als uns die Sicht nicht mehr von anderen Booten genommen wurde und wir nach vorn aufs Meer blickten, da sahen wir auch die schwarzen Inseln. Sie wirkten auf mich wie riesige Klötze, die jemand einfach in das Wasser hineingedrückt hatte.
Marion sah sie ebenfalls. Sie bekam eine Gänsehaut und rieb mit den Handflächen über ihre Oberarme.
»Was haben Sie?«
»Es sind die Inseln, John. Sie sehen so bedrückend aus, so abweisend und unheimlich. Ich kann mir schon vorstellen, weshalb sie unbewohnt sind. Da wächst nicht ein Grashalm. Da ist nur schwarzer Fels, der seine Farbe angeblich durch das Blut der Ertrunkenen bekommen hat. Ist das für Sie auch nicht unheimlich?«
»Wir werden es sehen«, sagte ich und beschleunigte. In unserem Fall zählte jede Minute. Je mehr Zeit verging, um so stärker wurden meine Sorgen wegen Suko…
Das Wasser war wie ein gewaltiger unruhiger Spiegel, der das Licht der Sonne zurückwarf, so daß wir ohne die dunkle Brille nicht auskamen.
Zwar herrschte vor der Küste relativ viel Betrieb, nur eben dort nicht, wo wir hinwollten. Uns kam es vor, als würden die Bootsführer die unmittelbare Umgebung bewußt meiden, um nur nicht in einen gefährlichen Dunstkreis zu gelangen.
Obwohl wir es eilig hatten, fuhr ich nur mit halber Kraft. Ich wollte auch etwas von der Umgebung mitbekommen, so glitten meine Blicke ständig suchend über das Wasser.

Cervi hatte von den Bootstrümmern gesprochen, die von Fischern entdeckt worden waren. Ich sah keine im klaren Wasser schwimmen, dafür aber die mächtigen Felsen der schwarzen Inseln, die sich vergrößerten und immer höher wuchsen.

Neben mir stand Marion Hayle.

Sie hielt den Mund so hart geschlossen, daß er nur einen Strich bildete. Das Mädchen war nervös, es hing seinen Gedanken nach, die nicht eben positiv waren. Viel zu oft umwölkte sich ihre Stirn, und ihr Gesichtsausdruck war dabei ein Spiegelbild ihres Seelenzustands.

Der Wind war auch über dem Wasser nicht aufgefrischt, er kam mir nur etwas kühler vor. Wie mit sanften Händen strich er über die See hinweg und produzierte eine lange Dünung, die wir mit unserem Boot förmlich abritten.

Die von uns aus gesehen erste Insel war auch die größte. Wir hatten abgesprochen, sie zu passieren, denn die Bootstrümmer waren zwischen der ersten und der zweiten Insel gefunden worden, dabei näher an der zweiten, der kleineren.

Trotzdem ließen wir die Insel nicht aus den Augen. Es war Marion, die das Fernglas an die Augen hob und hinschaute. Sie hatte das optische Instrument im Boot gefunden. In der Hast hatte keiner von uns daran gedacht, eines zu kaufen.

»Was sehen Sie?«

Das Mädchen ließ sich Zeit mit der Antwort. »Nicht viel. Schwarzes Gestein. Ich kann sogar erkennen, daß es ziemlich porös und rauh ist.«

»Das hat Vulkangestein so an sich.«

Sie senkte das Glas. »Keine Spur von Suko.« Vor dem nächsten Satz schluckte sie. »Ich habe auch keine blanken Knochen oder Trümmer entdecken können. Das ist schon komisch.«

»Warten Sie es ab.« Ich änderte den Kurs, um im Norden die Insel zu umfahren. Sie sah aus wie ein gewaltiges Dreieck, dessen Spitze einen steinernen Turm bildete. Zum Ufer hin lief das Gestein dann sehr flach aus.

Wir ließen das erste Eiland hinter uns und konzentrierten uns auf das zweite, das allmählich in Sicht kam.

Sofort erkannten wir, daß es wesentlich kleiner war. Schmal und auch kompakt ragte es aus dem Wasser. Zudem gab es noch eine Besonderheit, wie mir die durch das Glas schauende Marion erklärte. »Die Insel hat einen schmalen Strand. Ich kann jedenfalls ziemlich helle Stellen unterhalb des schwarzen Gesteins erkennen.«

»Wunderbar.«

»Warum?«

»Dann können wir dort an Land gehen.«

Sie gab keine Antwort, schaute wieder durch das Glas und wiegte bedenklich den Kopf. »Ich weiß nicht so recht, aber die hellen Stellen

vor dem Ufer gefallen mir gar nicht. Ich denke schon, daß es Untiefen oder Strudel sind.«

»Das ist gut möglich.«

»Schaffen Sie es denn, das Boot dort hindurchzusteuern?«

Ich hob die Schultern. »Es wird sich zeigen, Marion. Wir werden es ausprobieren.«

»Sie haben Ihren Mut nicht verloren.«

»Das stimmt.«

»Finde ich toll.«

»Man gewöhnte sich daran.« Fast hätte ich mir auf die Zunge gebissen, denn die querlaufende Welle schlug hart gegen die Bordwand und hob das Boot für einen Moment an, kippte es dann zur Seite, und erste Gischtstreifen schäumten über.

Marion hatte sich festgehalten. Sie deutete über Bord. »Da ist schon der erste Strudel.«

Er war glücklicherweise weiter entfernt. Er hatte sich um zwei knapp aus dem Wasser ragende Felsköpfe gebildet und diese mit zischelnden, weißen Schaumkronen versehen.

Wir kamen gut vorbei, aber die Strömung zog bereits an unserem Boot. Sie gab uns einen kleinen Vorgeschmack auf das, was uns nahe der zweiten Insel erwartete.

Und sie schob sich näher.

Jedenfalls hatten wir beide das Gefühl, als würde sie auf uns zugedrückt werden. Es war eine optische Täuschung, und das lag wohl mehr an den Bewegungen des Wassers.

Und wir sahen die ersten Trümmer. Marion entdeckte sie. »Da, John, da sind sie.« Plötzlich war sie aufgeregt, deutete über Bord und zeigte auf die Planken, die sich schaukelnd dicht unter oder auf den gläsern wirkenden Wellen bewegten.

Ich schluckte, aber der Kloß in meiner Kehle wollte einfach nicht verschwinden. Nun hatte ich den Beweis, daß Suko mit seinem Boot aufgelaufen war. Für ein Wesen wie Isabella mußte er dann zu einer leichten Beute geworden sein. Ich wollte nicht länger daran denken, das machte mich nur verrückt und lenkte mich von dem eigentlichen Problem ab.

So konzentrierte ich mich weiterhin auf die Insel.

Das Meer selbst war in ihrer Nähe unruhiger geworden. Strudel und Strömungen nahmen zu. Sie wurden immer unberechenbarer und drehten sich schneller. Sie kreisten, sie zerrten und zogen, sie griffen immer wieder zu, und ich war mit der Geschwindigkeit längst heruntergegangen. Ein Kentern wollte ich unter allen Umständen vermeiden.

Die Kräfte spielten mit dem Boot, sie wollten nicht von ihm lassen. Querwellen hieben gegen den Rumpf, produzierten Gischtfontänen,

die in die Höhe gingen und überspritzten.
Manchmal tauchten wir in ein kleines Tal, aus dem wir schnell wieder hervorschossen, um dann wieder etwas ruhigeres Fahrwasser zu erreichen.
Ich war ins Schwitzen geraten und hatte es relativ gut gehabt, weil mir das Ruder als Stütze diente.
Im Gegensatz zu Marion Hayle. Sie hatte sich an der schmalen Reling regelrecht festklammern müssen, auch das Schlingern durch unruhiges Gewässer war ihr nicht gut bekommen. Marion sah ziemlich blaß aus. Verlegen strich sie über ihr Gesicht und sah mein Grinsen.
»Was freut Sie denn so?«
»Gar nichts, Marion. Sie sind völlig natürlich. So wie Ihnen ergeht es zahlreichen Menschen. Was über Sie gekommen ist, das nennt man Seekrankheit.«
Sie drückte die flache Hand gegen ihren Hals. »Ja, das weiß ich auch. Ich frage mich nur, was ich dagegen tun kann.«
»Im Moment nichts. Ich nehme an, daß wir bald anlegen können, wenn alles gut verläuft.«
Sie nickte. »Hoffentlich.«
Inzwischen hatten wir die ersten gefährlichen Klippen überwunden.
Die Felsen lagen hinter uns wie Bukel, die aus dem Wasser ragten. Es gab keine besonders harte Brandung, das Wasser konnte in leicht schäumenden Wellen dem Sandstrandstreifen entgegenlaufen. Was mir allerdings auch weiterhin Sorge bereitete, waren die Trümmer des ersten Leihbootes, die verstreut herumlagen. Das erinnerte mich immer wieder an meinen Freund Suko.
Ich drehte mein Gesicht der neben mir stehenden Marion zu. »Haben Sie eigentlich etwas gesehen?«
Sie würgte und schluckte, behielt sich aber unter Kontrolle. »Was meinen Sie denn?«
»Nicht die Trümmer.«
»Hinweise auf Suko?«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, da ist mir nichts aufgefallen.«
»Und auf diese Isabella?«
»Auch nicht.« Sie hatte sich wieder etwas gefangen, preßte die Luft durch die Nase. »Allmählich fange ich an zu glauben, daß diese Person nicht existiert.«
Ich runzelte die Stirn. »Eine Spukgestalt?«
»Ja.«
»Das glaube ich nicht.«
»Aber diese Frau…« Marion schüttelte den Kopf. Sie wußte nicht mehr, was sie noch sagen sollte.
Dann hatte sie sich wieder gefangen, während ich mich auf die Fahrt konzentrieren mußte. »Nicht einmal neue Knochen habe ich entdecken

können.«
Ich zog den Mund breit. »Das kann ich mir denken. Sie werden uns kaum begrüßen wollen.«
»Was machen wir auf der Insel?«
»Wir werden sie untersuchen.«
»Um Suko zu finden?«
»Genau.«
»Und wenn nicht?«
»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, Marion. Erst einmal muß ich mich auf das Anlegen konzentrieren. Es wird schwierig genug werden.« Das hatte ich nicht ohne Grund gesagt, denn zwischen uns und der Insel drehten sich wieder die Schaumkreisel, die auch den Klippen helle Bärte gegeben hatten.
Sie ragten aus dem Wasser wie Hüte. Mal in spitzer, mal in ovaler Form. Hinter ihnen erhob sich das düstere Gestein, das mich wiederum an einen Berg aus grauer Asche erinnerte, der im Laufe der Zeit mal eingefroren war.
Der Himmel kam mir so fern vor. Die Sonnenstrahlen legten einen Teppich auf die See, sie erreichten auch die Insel, wo sie - jedenfalls kam es mir so vor - von dem grauen Stein aufgesaugt wurden.
Marion schaute wieder über Bord. Sie stand an der Backbordreling, wechselte dann zur anderen Seite hinüber und ging ziemlich staksig. So ganz auf der Höhe war sie nicht. Je mehr das Boot schaukelte und überkrängte, um so schlechter erging es auch ihr. Marion mußte sich festklammern, als sie auf das Wasser schaute.
»Halten Sie durch!« rief ich ihr zu. »Es dauert nicht lange. Wir haben es gleich hinter uns.«
Sie gab eine Antwort, die ich nicht verstand. Es wurde eng für mich. Schäumendes Wasser trieb mir entgegen. Wie Perlen glitten die Schaumblasen an der Bootswand entlang.
Ich hörte Marion schreien.
Es war nur ein kurzer Ruf, der mich alarmiert hatte. Ich stellte das Ruder für den Moment fest und drehte mich um. Das Mädchen hatte seine Haltung an der Reling nicht verändert. Es umklammerte sie noch immer, aber es hatte sich etwas in seinem Gesicht getan, denn diese Bleichheit konnte nicht nur am strömenden Wasser liegen, sie mußte noch einen anderen Grund haben. Außerdem sah ich in ihren Zügen so etwas wie Angst und Verblüffung.
»Was ist denn los?«
Sie rang sich die Worte ab. »John, da… da… war etwas im Wasser. Das habe ich genau gesehen.«
»Was denn?«
»Keine Ahnung«, hauchte sie. »Ein Fisch?«
»Machen Sie keine Witze. Das war kein Fisch. Weder ein großer noch

ein kleiner.«

»Wie sah es denn aus?«

»Es war groß, glaube ich.« Sie sah, daß ich wenig mit der Antwort anfangen konnte, so versuchte sie weitere Erklärungen. »Das ist… ich… ich kann es nicht genau sagen. Das ist alles andere gewesen. Wie ein Mensch.«

Ich stand unbeweglich. Nur das Boot schwankte. Hin und wieder schaute ich nach vorn. »Ein Mensch.«

»Oder ein Körper…« Marion verzog das Gesicht und quälte sich dabei. »Verdammt, ich habe es nur gesehen, aber nicht so genau. Und es hat mir einen tiefen Schrecken eingejagt, verstehen Sie? Ich habe Angst davor bekommen.«

»Schon gut.« Ich wollte sie beruhigen. »Vielleicht haben Sie nur eine Planke gesehen. Diese treibenden Trümmerteile gibt es überall, und Ihre Nerven waren überreizt.«

»Kann sein.«

Ich mußte mich wieder um das Ruder kümmern, denn das Boot lief sonst aus dem Kurs.

Wir wurden bereits von der zurücklaufenden Brandung erreicht. Schaumige Wellen, die immer noch genügend Kraft hatten, um wuchtig gegen die Bordwand zu schlagen. Es hörte sich an, als würden mächtige Hände dagegenklatschen.

Etwas schrammte am Bug entlang. Ich biß die Zähne zusammen. Es mußte die Seite einer dieser verfluchten Klippen gewesen sein, und ich konnte nur hoffen, daß unser Boot nicht beschädigt war.

Unser Boot tanzte, wir tanzten mit. Ich konnte nicht mehr auf meine Begleiterin achten. Schäumendes Wasser umsprudelte uns. Die Gischt sprühte über die Bordwand.

Dann tauchte der Bug plötzlich so tief ein, als hätte sich jemand drangehängt. Wasser schäumte über, es rann sogar bis in meinen kleinen Ruderstand.

Ich hörte Marion schreien.

Ich drehte mich.

Meine Augen weiteten sich, denn Marion kippte zurück, weil sie einen Stoß bekommen hatte. Nicht allein durch die heftige Bewegung des Bootes, das kam vielleicht noch hinzu, der Grund aber war ein anderer.

An ihr hing eine nasse Gestalt.

Sie war kein Mensch, obwohl sie so aussah, denn menschlich war ihr Körper. Nur sah die Haut sehr grün aus, sie erinnerte mich an altes Laub, das naß geworden war. Das haarlose Wesen war aus dem Meer geklettert und für mich nichts anderes als ein Wasserzombie, der Marion Hayle an die Kehle wollte…

***

Ich leistete dem Mädchen insgeheim Abbitte, denn sie mußte dieses Wesen bereits im Wasser entdeckt haben.

Ich hetzte auf sie zu.

Das Boot schlingerte, es war zu einem Spielball der Wellen geworden. Jetzt konnte ich für nichts mehr garantieren, aber es hatte Vorrang, Marion zu retten, weil dieses Wassermonstrum nicht so aussah, als wollte es sie freundlich in die Arme schließen.

Sie war auf den Rücken gefallen, saß aber noch, wobei ihr die Seitenverkleidung Halt bot. Die Arme hielt sie ausgestreckt. Für mich war es mehr eine Geste der Hilflosigkeit. Davon ließ sich dieses Wesen jedoch nicht beeindrucken.

Es griff zu.

Die Handgelenke wurden von einem harten Schlag getroffen und zur Seite gedrückt. Ein weiterer Schlag folgte, und Marion sank wimmernd zusammen.

Dann war ich da.

In der rechten Hand hielt ich bereits den Dolch, und das Wesen drehte mir den Rücken zu.

Alles lag frei.

Ich holte aus.

Da senkte sich das Boot und kippte gleichzeitig zur Steuerbordseite hin. Ich konnte mich nicht mehr halten, der Stich, der den Rücken der untoten Wasserbestie hätte treffen wollen, verfehlte das Ziel.

Die Klinge wischte dicht an der Gestalt vorbei, ich stolperte hinterher und fing mich an der anderen Reling.

Die Gestalt hatte etwas gemerkt. Ohne Marion loszulassen, drehte sie sich um. Ich schaute in das Gesicht mit der dünnen Haut, sah den offenen Mund und die Augenhöhlen, die nicht leer waren. Wobei mich der Eindruck überkam, als hätten sich irgendwelche Körper daraus hervorgeschoben.

Ich kam.

Diesmal hechtete ich der Gestalt flach entgegen, den rechten Arm ausgestreckt und damit auch den geweihten Silberdolch. Das Ziel war nicht zu verfehlen, die Klinge drang in die Lücke zwischen irgendwelchen Knochen hinein. Ich stieß sie noch tiefer, und dabei zuckte die grünliche Gestalt wie unter einem Stromstoß.

Sie ließ Marion los. Auf unsicheren Schritten wankte sie zurück. Die Klinge hatte bei ihr eine tiefe Wunde hinterlassen, aus der grünlicher Dampf strömte.

Sie erreichte die Reling.

Für einen Moment blieb sie dort stehen, dann bekam sie das Übergewicht, wobei ich nicht einmal einzugreifen brauchte. Ich lief ihr trotzdem nach und schaute hinein in das Wasser, das aus zahlreichen Armen zu bestehen schien, die sich um den Körper dieses

widerlichen Monstrums geklammert hatten und ihn in die Tiefe rissen. Ich hatte Glück und konnte zuschauen, wie sich die Gestalt dicht unter der Oberfläche auflöste. Da war nichts, was den Körper noch zusammenhielt.

Ich atmete tief durch.

Zeit, um den Schrecken zu überwinden und mich um das Mädchen zu kümmern, hatte ich nicht. Der Angriff war zu keiner günstigen Zeit erfolgt, denn unser Boot war heftig ins Schlingern geraten.

Wasserstrudel hatten nach ihm gegriffen, sie drehten es, sie schleuderten es hin und her, so daß ich immer mehr Angst davor bekam, daß es kippen könnte, aber es hielt sich noch.

Ich hörte Marion wimmern. Sie lag und preßte sich mit dem Rücken gegen die Bordwand. Die Beine hatte sie angezogen, den Kopf gesenkt, als wollte sie ihn verstecken. Es war die Haltung eines schutzsuchenden Fötus im Mutterleib, und diesmal hoffte ich, die Funktion der Mutter übernehmen zu können, um sie und mich heil auf die Insel zu bringen. Einen ›Vorteil‹ hatte dieser Angriff gehabt. Wir wußten wenigstens, was uns möglicherweise erwartete.

Ich bekam das Ruder zu fassen und sah, welch ein Glück das gewesen war. Im letzten Augenblick gelang es mir, einem aus dem Wasser ragenden Felsen auszuweichen. An seiner linken Seite huschte ich vorbei. Der Schaum quirlte hoch, einen leichten Schlag bekam das Boot trotzdem noch mit, es bockte auf, dann senkte sich der Bug wieder und schnitt hinein in die schaumigen Brandungswellen.

Vor mir lag der Strand.

Ein breiter Streifen, hell schimmernd und an einigen Stellen gleißend, wo er vom Licht der Sonne getroffen wurde. Die vorlaufenden Brandungswellen hatten mehr Kraft als die zurücklaufenden, sie schoben das Boot dem Uferstreifen entgegen.

Schon bald hörte ich das bekannte Knirschen unter dem Kiel. Wir rutschten auf dem Sand weiter, noch einmal bekamen wir einen Schub, dann hing das Boot fest, und ich mußte raus, um es an Land zu ziehen. Ich nahm das Tau mit, den Motor hatte ich natürlich abgestellt. Bis zu den Knien reichte mir das Wasser. Ich watete weiter und zerrte das Boot hinter mir her.

Die Wellen halfen mir, sonst hätte ich noch mehr Mühe gehabt als sonst. Ziemlich erschöpft und noch immer wacklig auf den Beinen, erreichte ich den trockenen Boden, wo ich mich niederließ, die Beine in den Sand stemmte und das Boot so weit vorschob, daß es mit der Hälfte seines Kiels auf dem Trockenen stand.

Geschafft!

Zumindest diese Hürde.

Ich blieb für einige Sekunden im sonnenwarmen Sand hocken. Bis über die Knie war die Hose feucht geworden. Sie klebte an meinen

Beinen. Aus meiner sitzenden Position schaute ich nach vorn und sah den Bug aufragen.

Ich dachte an Marion Hayle und hätte sie mir am liebsten weit weg gewünscht. Statt dessen schwankte das Boot etwas, weil sie sich bewegte und sich aufrichtete.

Sie stand plötzlich am Heck. Ihre Gestalt zeichnete sich schattenhaft hinter der mit Gischt bespritzten Frontscheibe ab. Sie hatte den Körper nach vorn gedrückt, holte erst einmal Luft, denn hinter ihr lag der Schrecken.

»Kommen Sie her, Marion, wir haben es geschafft. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.«

Sie bewegte sich langsam, als sie von Bord kletterte. Unsicher blieb sie im Sand stehen und schaute zurück, als wollte sie sich davon überzeugen, daß diese wilde Fahrt tatsächlich hinter uns lag. Dabei schüttelte sie den Kopf, als könne sie es nicht glauben.

»Bitte, Marion…«

Sie nickte mir zu. Schwerfällig kam sie auf mich zu. Ihre Schuhe hinterließen im Sand lange Streifen. Sie mußte sich übergeben und drehte den Kopf zur Seite. Die Seekrankheit war noch nicht überwunden. Ich stand auf und stützte sie. Nicht weit entfernt schauten dunkle Felsköpfe aus dem Sand. Sie wirkten wie Hocker oder Stühle und dienten uns wenig später als Sitzplätze.

Marion hielt die Augen geschlossen. Sie atmete nur durch die Nase. Hin und wieder stieß sie auf.

Ich wollte ihr nicht sagen, daß sie für mich zu einer Last geworden war, denn ich ging davon aus, daß die Insel noch mit einigen Überraschungen aufwarten würde, und hoffentlich trafen wir noch auf Suko.

Den Angreifer aus dem Wasser hatte ich nicht vergessen. Er hatte schrecklich ausgesehen, und er mußte meiner Ansicht nach zu denen gehört haben, die schon vor langer Zeit umgekommen waren.

Er hatte wohl zu den Pestkranken gehört.

Sie lebten.

Dann lebte - davon ging ich aus - auch Isabella. Nur hielt sie sich verborgen, sicherlich in den Tiefen des Meeres, ein besseres Versteck gab es nicht.

In der Tiefe mußten sich zudem noch einige dieser schrecklichen Gestalten aufhalten.. Sie blieben auch, wo sie waren. Niemand traute sich an die Oberfläche. Trotzdem hatte ich das Gefühl, als würden wir von ihnen belauert.

Ich spürte den Druck an meiner rechten Schulter, als sich Marion dagegenlehnte. Die Sonne wärmte uns und trocknete auch meine Hosenbeine. »Tut mir leid, John«, flüsterte sie. »Ich… ich habe es nicht gewollt. Ich habe mich schlimm angestellt.«

»Haben Sie nicht.«
»Aber dieses Wesen war einfach furchtbar.«
»Ich habe es getötet.«
»Das weiß ich.« Sie löste sich von mir und schaute mit leeren Blicken nach vorn. »Dann der Schwindel, die Übelkeit…«
»Geht es Ihnen jetzt besser?«
»Etwas.«
»Okay, es wird sich alles legen. Wichtig ist, daß wir es geschafft haben und unser Boot nicht an den Klippen zerschellt ist. Jetzt können wir weitermachen.«
Sie zuckte zusammen, als sie meine Worte hörte. »Sie… Sie wollen wirklich noch anfangen…?«
Ich lachte. »Deshalb sind wir hergekommen. Denken Sie an Suko, den wir finden müssen.«
»Aber der ist doch…«
»Ich weiß nicht, was mit ihm ist. Ich glaube jedenfalls nicht, daß er tot ist.«
Marion schwieg, sie hob nur die Schultern und bewies mir damit, daß sie meinen Worten nicht so recht traute. Als ich aufstand, fragte sie: »Wo wollen Sie denn hin?«
»Wir sind gekommen, um die Insel zu durchsuchen. Das hatte ich eigentlich vor.«
»Wegen Suko?«
»Auch.«
Sie stand ebenfalls auf. Automatisch klopfte sie Sand aus ihrer Kleidung. »Und was ist mit dieser Isabella?«
»Ich glaube kaum, daß wir sie auf der Insel finden werden. Da müssen wir uns schon auf einen anderen Ort verlassen.« Ich deutete auf das Wasser. »Wenn sie es für richtig hält, wird sie aus den Fluten steigen, daran glaube ich mittlerweile.«
»Und ich denke, daß sie Suko mitbringen wird, und zwar als Leiche«, flüsterte Marion.
Ich schwieg.
»Entschuldigung, John.« Sie senkte den Blick. »Weil ich spüre, daß mein Freund ebenfalls tot ist, kann ich nicht daran glauben, daß Suko noch lebt.«
»Natürlich.«
»Sie sind so komisch.«
Ich war schon vorgegangen und drehte mich um. »Wieso?«
»Weiß ich auch nicht. Vielleicht so hart.«
Diesmal lächelte ich. »Wissen Sie, Marion, wir haben es hier mit Gegnern zu tun, die über außergewöhnliche Kräfte verfügen. Da ist man nicht so locker.«
»Klar, verstanden.« Sie schoß Sand in die Höhe, indem sie den

turnschuhbedeckten Fuß in den Sand stieß. Marion protestierte auch nicht, als sie neben mir herging, denn ich hatte mir einen Weg gesucht, der um eine etwas zu hohe Felswand herumführte. Wir hatten Glück. Dahinter stieg das Gelände nur flach an. Der weiche Sand des Ufers blieb zurück. Nur hin und wieder war er wie ein feiner Schleier über das dunkelgraue Gestein geweht worden, ohne allerdings unsere Schritte abfedern zu können.

Die Sicht war gut. Natürlich hielt ich schon jetzt nach meinem Freund Ausschau. Wie es allerdings aussah, war die Insel menschenleer. Selbst die Tiere hatten sie verlassen. Nicht einmal die Vögel benutzten sie als Landeplatz.

Der graue Boden zeigte ein poröses Muster. Durch die Witterungsbedingungen war der Untergrund glatt geworden, aber er zeigte sich nicht als ebene Fläche. Es gab genügend Mulden und Spalten, die groß genug waren, um einen Menschen aufzunehmen, wenn er sich verstecken wollte. Hatte Suko das auch genutzt?

Er lebte!

Er mußte einfach leben!

Ich wollte nicht glauben, daß es ihn erwischt hatte. Suko war ein Kämpfer, er war auch bewaffnet, er hätte sich gegen irgendwelche Angreifer wehren können.

Ich rechnete nach wie vor mit ihm, denn mein Gefühl sagte mir einfach, daß es gut abgelaufen war.

Marion merkte, daß ich mich gedanklich mit anderen Dingen beschäftigte. Sie versuchte sogar einen Trost. »Es wird schon alles wieder gut werden, John.«

»Sicher, Mädchen, sicher.«

»Nur für Tom nicht.« Sie senkte den Kopf, biß sich auf die Lippe und hob die Schultern.

Ich ging nicht mehr weiter. Zwar hatten wir den höchsten Punkt der Blut-Insel noch nicht erreicht, doch auch von dieser Stelle hatten wir einen guten Ausblick. Zumindest zu einer Seite hin. Ich sah die erste Insel vor uns in die Höhe ragen. Sie nahm uns den Blick auf das Ufer der korsischen Küste, aber nicht auf das Meer, das sich wie ein seidenweicher, türkisfarbener Teppich unter den Strahlen der Sonne beinahe endlos spannte.

»Wissen Sie, John, wie ich mir vorkomme?«

»Nein.«

»Verloren, sehr verloren. Da gab es doch die Geschichte von diesem Robinson, der sich nach dem Unglück auf eine Insel gerettet hat. Dem ging es noch besser, der konnte sich inmitten einer tropischen Vegetation bewegen. Wir nicht, denn hier gibt es einfach nichts. Keinen Baum, keinen Strauch, nicht einmal einen Grashalm habe ich gesehen. Ist das nicht schrecklich? Man kommt sich ja vor wie auf

einem fremden Planeten und nicht wie auf der Erde.«

»Irgendwo stimmt der Vergleich.«

»Schön, daß Sie ebenfalls so denken. Aber was tun wir, wenn wir Suko nicht finden?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Wollen Sie dann nicht auf Isabella warten? Sie sind ein Mann, John. Lady Bluthaar wird sich bestimmt um Sie kümmern. Sie wird Sie ins Wasser locken wollen, davon bin ich überzeugt, aber wie gesagt, das müssen Sie wissen.«

»Kommen Sie weiter.«

Marion faßte nach meiner Hand. Sie ließ sich gern ziehen. Vielleicht gab ich ihr auch die Sicherheit, die sie brauchte, denn sie fühlte sich unwohl.

Wir stiegen höher.

Und wir kamen in eine Gegend, wo der Untergrund zerrissen wirkte. Der Vergleich mit Gletscherspalten fiel mir ein, auch wenn diese hier nicht so breit und auch nicht so tief waren. Jedenfalls sahen sie so aus, als wären sie von einer gewaltigen Handkante geschaffen worden, die den Untergrund tief gespalten hatte.

Wir liefen weiter. Mit jedem Schritt, den ich zurücklegte, verlor ich einiges von meinem Optimismus. Ich wußte nicht, ob Marion nicht recht behielt.

Vor uns lag eine Schüssel oder eine ziemlich große Mulde. Auch sie sah aus, als wäre sie in die Oberfläche hineingedrückt worden. Wir konnten sie gut überblicken, und es war Marion, die den leisen Schrei ausstieß, weil sie die einsame Gestalt zuerst entdeckt hatte.

»Da, da ist er!«

Ich schaute hin.

Mein Herz schlug schneller. Freude durchtoste mich wie Strömungen, denn in der Mulde hielt sich nicht nur einfach eine Gestalt auf. In ihr hockte mein Freund Suko.

***

Die Erleichterung zeichnete sich auf meinem Gesicht ab. Plötzlich waren die Züge entspannt. Daß Suko sich nicht bewegte, störte mich nicht. Wer in einer derartigen Haltung auf dem Boden saß, der konnte nicht tot sein.

»Mein Gott, tut das gut«, flüsterte Marion. »Da… da haben wir endlich einen Erfolg.«

»Das können Sie wohl sagen.«

»Sie freuen sich ja nicht. Sie hätten jubeln müssen. Rufen Sie ihm doch etwas zu.«

»Nicht jetzt.«

Marion sagte nichts mehr. Sie spürte, daß ich über etwas nachdachte

und es besser war, wenn sie mich nicht störte. Also hielt sie sich an meiner Seite, als wir in die flache Mulde hineinschritten und auf die einsame Gestalt zugingen.

Ich hatte eigentlich eine Reaktion von Sukos Seite aus erwartet, doch sie trat auch dann nicht ein, als wir etwa ein Drittel der Distanz zwischen ihm und uns überbrückt hatten. Er blieb auf dem Boden hocken, als hätte er sich dazu entschlossen, nichts anderes mehr in seinem Leben zu tun.

Das war seltsam.

Je näher wir an ihn herankamen, um so stärker durchtoste mich das ungute Gefühl. Eine kalte Haut hatte sich auf meinen Rücken gelegt, die sich ständig bewegte.

Suko saß am Rand der Mulde, so hatte er sich mit seinem Rücken dagegenlehnen können. Er rührte sich noch immer nicht, denn schließlich mußte er unsere Schritte gehört haben.

Etwas hielt ihn fest, etwas stimmte nicht. Suko war völlig verändert. Das bestimmt nicht freiwillig.

So kannte ich ihn nicht. Wenn er so reagierte, mußte es eine andere Kraft gegeben haben, die ihn so in seinen Bann gezogen hatte.

Ich schluckte.

Mir brach schon der Schweiß aus, als ich daran dachte, denn ich kannte Suko lange genug und wußte, daß er sich nicht so leicht beeinflussen ließ, abgesehen von seiner Zeit, die er mit Yannah in Paris verbracht hatte.

Auch als wir vor ihm stehenblieben, nahm er uns nicht zu Kenntnis. Er hielt seinen Blick zwar nicht gesenkt, aber er schaute uns auch nicht direkt an. Er hätte unsere Beine sehen müssen, statt dessen blickte er durch uns hindurch.

»Der ist mir so fremd«, flüsterte Marion und schüttelte sich. »So schrecklich fremd.«

»Da haben Sie recht.«

»Was wollen Sie tun?«

»Abwarten.«

Bevor ich mich bücken konnte, hielt mich Marion fest. »Er muß etwas gesehen haben, John, das uns unbekannt ist. Das muß schlimm gewesen sein. Wie ein… wie ein…«, sie suchte nach Worten. »Die Leichen vielleicht?«

»Keine Sorge, das finden wir heraus.« Irgendwie fürchtete ich mich vor meiner nächsten Tat, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ich bückte mich, um ihn mir genau anzusehen.

»Suko…«

Er rührte sich nicht.

Ich schaute in ein Gesicht, das durchaus mit einer bleichen Maske zu vergleichen war. Zwar hielt Suko die Augen geöffnet, doch sein Blick

war mehr nach innen gerichtet. Er nahm überhaupt nicht das wahr, was um ihn herum vorging.

Ich suchte nach einem Vergleich. Suko hatte etwas Mumienhaftes an sich. Er war erstarrt und schien sich in sein Schicksal gefügt zu haben. Er zuckte mit keiner Wimper, als ich ihn abermals ansprach.

Sein Blick blieb leer oder in die Tiefen seiner Seele gerichtet. Er hatte die Beine ausgestreckt und die Hände vor sich gefaltet in den Schoß gelegt, doch er würde bestimmt nicht beten.

Ich hörte die Schritte des Mädchens. Marion entfernte sich etwas. Wahrscheinlich wollte sie mich nicht stören, denn ich streckte nun meinen rechten Arm aus, um Suko zu berühren.

Die Fingerspitzen legten sich gegen die rechte Wange. Seine Haut war nicht kalt, aber irgendwo trocken, als hätte man ihr die Flüssigkeit entzogen. Auch jetzt reagierte er nicht. Kein Wimpernschlag deutete an, daß er die Berührung gespürt hatte. Er war kein Mensch mehr, sondern beinahe eine Statue.

Etwas aber gab mir Hoffnung.

Sein Atem, der flach durch die Nasenlöcher strömte. Auch hob und senkte sich die Brust, wenn ich genauer hinschaute, und ich dachte fieberhaft darüber nach, wie ich ihn wieder aus dieser verdammten Starre hervorholen konnte.

Hatte ihn die Frau mit dem Bluthaar so unter ihre Kontrolle bekommen? Davon mußte ich jetzt einfach ausgehen. Ich konzentrierte mich in den nächsten Sekunden allein auf seine Augen und stellte fest, daß sie einen bestimmten Ausdruck zeigten. Ich versuchte herauszubekommen, was dieser Ausdruck beinhaltete, wahrscheinlich eine große, allumfassende Sehnsucht.

Ja, so kam er mir vor!

Ich verstand die Welt noch immer nicht. Zumindest Sukos Welt nicht. Aber er mußte etwas gesehen haben, das einen unwahrscheinlich tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen hatte, und dabei konnte es sich eigentlich nur um Isabella drehen.

Marion Hayle kehrte wieder zurück. Ihr Schatten fiel über uns, als sie stehenblieb. »Was haben Sie denn mit ihm vor, John?«

»Ich weiß es selbst nicht.«

»Es wäre doch gut, wenn wir ihn von der Insel wegbringen könnten. Zu zweit würden wir das schon schaffen.«

»Das denke ich auch.«

»Okay, dann…«

Sie sagte nichts mehr, auch ich hielt meine Worte zurück, denn beide hatten wir gesehen, daß durch die Gestalt meines Freundes ein Zucken ging. Er schüttelte den Kopf, streckte die Arme aus und drückte die Hände rechts und links von seinem Körper nieder.

So hatte er den richtigen Halt gefunden. Dann stemmte er sich hoch.

Ich ging zurück. Suko tat nach wie vor, als wären Marion und ich überhaupt nicht vorhanden. Er stand auf, blinzelte verwirrt, und ich rechnete damit, daß er aus seiner Trance erwachen würde, was leider nicht stimmte, denn zwei Wimpernschläge später hatte er den gleichen starren Blick aufgesetzt.

Es war unheimlich. Über meinen Nacken schienen kleine Eiskörner zu rieseln.

Er stand.

Er holte Luft.

Aber er sagte kein einziges Wort, als er sein rechtes Bein vorschob und damit die erste Gehbewegung machte. Suko wollte nicht mehr an seinem Platz bleiben und woanders hingehen.

Ich sah wieder einen Hoffnungsschimmer und sprach ihn leise an, erschrecken wollte ich ihn nicht.

Er reagierte nicht. Wie ferngesteuert bewegte er sich auf die gegenüberliegende Seite der Mulde.

Er ging wie eine Marionette, und wir reagierten kaum anders, als wir uns an seine Fersen hefteten.

Wir blieben in seiner Nähe, denn weitere Überraschungen wollten wir nicht erleben. Er mußte einfach seinen Weg gehen, und wir wollten ihn dann unterstützen, falls er in Schwierigkeiten geriet.

So schlecht sah die Lage auch nicht aus, wenn ich davon ausging, daß wir ihn auch als Leiche hätten finden können. Aber war das ein Leben, das er jetzt führte?

Suko gehorchte einer anderen Kraft. Er war nicht mehr er selbst. Die fremde Kraft führte ihn, und am Ziel würden wir ebenfalls dabeisein. Ich hielt mich etwas zurück, und so konnte sich sein Vorsprung leicht vergrößern.

Wir schauten auf seinen Rücken, und die neben mir gehende Marion Hayle atmete heftig, als hätte sie unter starken Krämpfen zu leiden. Sie begriff nichts, sie war völlig von der Rolle, aber sie schaute sich immer wieder hastig um, als würden jeden Augenblick schreckliche Gestalten am Rand der Mulde erscheinen.

Suko hatte noch immer kein Wort gesprochen, und auch jetzt setzte er seinen Weg schweigend fort.

Er wollte auf keinen Fall gestört werden, genoß es, in seinem eigenen Käfig gefangen zu sein, den eine andere Kraft um ihn herum aufgebaut hatte.

Wir befanden uns noch in der Mitte der flachen Schüssel, als Suko seine Schritte unterbrach, sich umdrehte und uns anschaute.

Die Sonne schien gegen sein Gesicht, sie mußte ihn blenden, doch er schaute so klar und kalt, daß Marion den Kopf schüttelte und flüsterte: »Das ist ja ein anderer geworden, John. Der kommt mir vor wie ein lebender Toter.«

»Noch ist es nicht soweit.«
»Wie wollen Sie denn Unheil verhindern?«
Ich gab ihr keine Antwort, denn Suko hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, was wir ebenfalls taten. Mindestens zehn Yards blieben wir hinter ihm.
Wir verließen die steinige Mulde. Suko ging auch weiterhin wie ein Automat. Er stieg den anderen Rand hoch, und es war klar, daß er zum Ufer wollte.
Da gab es dann zwei Möglichkeiten: Entweder ging er ins Wasser, um seine ›geliebte‹ Isabella zu erreichen, oder sie kam selbst, um ihn zu locken, denn das hatte ja Marion erlebt. Sie sprach mich auch darauf an.
»John, es ist wie bei meinem Freund Tom gewesen. Auch er hat so reagiert. Ich kenne den Blick in Sukos Augen. Tom hat mich ebenfalls so angeschaut. Er hat mich überhaupt nicht gesehen, verstehen Sie? Er folgte den anderen Verlockungen.«
»Isabella?«
»Natürlich, wer sonst? Sie war es doch, die aus dem Wasser gestiegen ist und ihn zu sich heranholte.« Marion schüttelte sich. »Was ich durchgemacht habe, war schlimm. Ich… ich kann es noch immer nicht begreifen, aber es stimmt leider.«
Suko war inzwischen weitergegangen. Der Weg führte jetzt leicht abwärts, ohne daß wir ihn als einen Hang hätten bezeichnen können. Er war nur bequemer zu laufen.
Wir sahen bereits den hellen Strandstreifen und auch das Meer, das seine letzten Wellen schaumbekränzt dagegenwarf und den feinen Sand immer wieder anfeuchtete. Auch unsere Spuren waren noch zu erkennen, das Boot ebenfalls. Suko interessierte sich für beides nicht. Es war einzig und allein darauf fixiert, an das Wasser zu gelangen.
Ich würde dafür sorgen, daß er nicht hineinging. Zur Not mußte ich ihn niederschlagen. Ich wandte mich an Marion, denn sie sollte mich auf keinen Fall behindern. »Bitte, tun Sie mir einen Gefallen!« sprach ich das Mädchen an. »Bleiben Sie zurück.« Ich zeigte zu Boden. »Am besten hier. Um die anderen Dinge kümmere ich mich.«
Sie nickte.
Bisher hatte sie sich gut gehalten, und ich hoffte, daß es so bleiben würde.
Dann lief ich hinter Suko her. Es wurde auch Zeit, daß ich die Distanz verkürzte, denn mein Freund hatte bereits den Sandstreifen erreicht und blieb genau dort stehen, wo die auslaufenden Wellen die letzte Feuchtigkeit hinterließen.
Er starrte auf das Wasser.
Ich schlich näher, wollte ihn nicht stören und stoppte etwa zwei Yards hinter ihm, den Blick schräg auf seinen Rücken gerichtet.

Ich wartete.
Auch Suko wartete und schaute auf das Wasser, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Für ihn vielleicht, für mich nicht, denn ich sah nur die im Sonnenlicht glitzernden Wellen.
Eine Minute verging.
Es tat sich nichts.
Ich suchte die Fläche nach fremden Bewegungen ab. Sie fielen mir nicht auf, denn die auf der Oberfläche tanzenden und sich bewegenden Strudel waren völlig normal.
Oder…?
Plötzlich sah ich doch etwas.
Nicht weit entfernt und dort, wo sich keine Strudel befanden, bewegte sich etwas unter der Wasserfläche derartig heftig, daß sich auf den Wellen Schaumkronen hatten bilden können. Sie zerplatzten, sie zischten, aber sie bekamen immer mehr Nachschub.
Da tat sich was.
Auch Suko hatte es gesehen. Durch seine Gestalt ging ein Ruck, dann hatte er sich gestrafft.
Auf dem Wasser war ein heller Schaumkreis entstanden. Ihm entstieg die Gestalt. Sie hatte einen grünen Schädel, der haarlos und naß war. Ich sah auch Schultern und Arme, dann tauchten weitere Köpfe auf, die wie tanzende Wesen einen Kreis um einen bestimmten Mittelpunkt bildeten.
Ihre Diener…
In mir stieg die Spannung. Ich wußte, daß ich diese Isabella sehr bald sehen würde, und auch Suko war nicht mehr so ruhig geblieben. Er scharrte mit den Füßen.
Wellen schwangen heran, überspülten die Köpfe der Wasserzombies, zogen sich wieder zurück, kamen erneut, und an dieses Spiel hatte ich mich längst gewöhnt.
Ich wartete auf die neue Variante.
Und sie kam!
Es sah zuerst so aus, als hätten die Wellen eine Pause eingelegt, um sie nicht zu irritieren. Innerhalb des Kreises blieb es ruhig. Man wollte sie nicht stören, denn selbst die Natur gehorchte Lady Bluthaar.
Um die Wesen herum wirbelte die See. Sie ließ die unheimlichen Wächter tanzen und hüpfen, als wären Spiralen dabei, sie immer wieder in die Höhe zu treiben.
Noch blieb es ruhig, aber es bahnte sich etwas an, das wußte auch Suko. Er hatte sich leicht nach vorn gebeugt und schien jeden Augenblick ins Wasser zu stürzen.
Ich wartete ebenfalls ab.
Aber nicht Marion. Sie war nicht stehengeblieben. Als ich sie hörte, stand sie schon beinahe neben mir, und auf ihrem Gesicht malte sich

der Schrecken ab. Ich wußte, daß sie mir etwas sagen wollte.

Da mußte es einiges gegeben haben, das sie gestört hatte, und ich fragte sie auch danach.

»Die Köpfe, John, die Gesichter…«

»Was ist damit?«

Sie drückte ihre Hände zusammen, um sie ruhig zu halten. Aber die flüsternde Stimme überschlug sich beinahe. »Ich kenne ein Gesicht. Ich habe es in Erinnerung. Es… es…« Sie fing an zu weinen und konnte nicht mehr reden. Ich stützte sie. Ich wußte, was sie mir hatte sagen wollen. Dieses Gesicht hatte ihrem verschwundenen Freund Tom Ward gehört. Marion selbst war der Beweis geliefert worden. Er hatte ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Ich hätte sie jetzt trösten müssen, als sie neben mir in den Sand sank, aber die Dinge auf dem Wasser waren wichtiger. Sie spitzten sich zu.

Aus der Tiefe stieg der Schaum als brodelnde, köchelnde, weiße Masse hoch, die auch die Gesichter der Wasserleichen nicht verschonte und gegen sie sprühte. Das war für mich nicht mehr interessant.

Ich dachte an die Dinge, die folgen würden, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Wie eine Sirene aus den unergründlichen Tiefen des Meeres stieg sie hervor.

Isabella, auch Lady Bluthaar genannt!

***

Ich mußte zugeben, daß mich ihr Anblick faszinierte, denn sie bot in der Tat etwas Besonderes. Tief in meinen Gedanken hatte ich damit gerechnet, ein Knochengerüst zu sehen, genau das Gegenteil war eingetroffen. Aus der Kreismitte stieg eine faszinierende Frau hervor, deren Aura selbst ich mich nicht entziehen konnte.

Woran lag es?

Möglicherweise an den herrlich roten Haaren, die bestimmt nicht gefärbt waren und den Kopf wie ein gewaltiger Vorhang umhingen. Normalerweise hätten die Haare naß sein müssen, aber keines klebte an ihrer Stirn oder an den Wangen. Sie bildeten einen regelrechten Schein, der sich mit seinen Rändern auf die angehobenen Arme der Geisterfrau legte und dort gehalten wurde. Die Arme waren in dieser bestimmten Geste ausgebreitet, als wollte sie damit dokumentieren, daß ihr allein die ganze Welt gehörte.

Sie war auch nicht nackt, aber sie sah angezogener nackter aus als eine Frau ohne Kleidung.

Isabella war einfach sexy, wenn man die heutigen Begriffe anlegte. Sie war eine Person, die antörnte. Obwohl sie noch nichts getan hatte - einfach nur geschaut - spürte ich, daß sie mich ebenfalls lockte.

Mich überfiel eine Sehnsucht danach, die Frau einfach in die Arme zu nehmen, und ich hatte Mühe, auf dem Fleck stehen zu bleiben. Dabei wunderte ich mich, daß Suko noch nicht gegangen war, aber er hatte seine Haltung verändert und die Arme so ähnlich angehoben und ausgestreckt wie Isabella, als wollte er ihr beweisen, wie nahe er ihr trotz der Distanz noch war.

Isabella war jetzt ganz aus dem Wasser gestiegen und schwebte nun über dem Kreis.

Sie schaute nicht nach unten, sondern in die Ferne und somit über Suko und mich hinweg, als wollte sie jemand grüßen, der sich irgendwo am Himmel abzeichnete.

Dann blieb sie stehen.

Wie ein Engel, der seinen umgekehrten Weg genommen hatte. Ein schöner, ein gefährlicher Engel, wie ich auch dachte, aber nicht danach handeln konnte, weil ihre Aura einfach zu stark war.

Das leicht grünlich schimmernde Kleid bestand aus einem seidigen Häkelgewebe und ließ viel von ihrer nackten Gestalt durchschimmern. Es war ein perfekter Körper, aber das durfte nicht darüber hinwegtäuschen, daß es auch Frauen gab, die trotz ihrer Schönheit dem Teufel zugetan waren. Man nannte sie Hexen.

War sie eine Hexe?

Bestimmt, aber das störte weder Suko und mich. Wir beide waren in den Bann dieser Person hineingeraten, und es war Suko, der sich zuerst regte.

Ich spürte zwar auch ihre Aura, doch mich traf sie nicht so intensiv, sie prallte irgendwo ab, bei Suko nicht, der den Mund öffnete und ihren Namen flüsterte.

»Isabella…«

Er sprach den Namen mit einer Stimme aus, die ich von ihm überhaupt nicht kannte. Es steckte Sehnsucht darin, Verlangen und auch ein Ausdruck, der alles, was ihm bisher hoch und heilig gewesen war, einfach vergessen ließ.

Es war wunderbar, es war unvergleichlich, aber es war auch verdammt gefährlich.

Zumindest für Suko.

»Ich komme zu dir, Isabella!«

Ein Satz nur, der allerdings voll und ganz ausreichte und von der starken Sehnsucht erzählte, die in ihm steckte. Bereits nach dem ersten Schritt setzte er seinen Fuß in die Wellen, und ich stand da und schaute zu.

Verdammt, warum schaute ich zu?

Ich wußte genau, daß ich ihn zurückhalten mußte, doch ich brachte es einfach nicht fertig. Die Macht, die von dieser Person mit dem Namen Lady Bluthaar ausging, war einfach zu stark. Sie drängte sich

immer mehr in mich hinein, sie sorgte dafür, daß ich nicht mehr ich selbst war, sondern unter dem Bann der anderen stand.

Trotzdem ging ich nicht.

Ich blieb stehen.

Suko hatte schon den dritten Schritt hinter sich gebracht und tat den vierten. Die Wellen reichten bereits bis zu seinen Schienbeinen. Sie umspülten sie wie schaumige Korken.

Was tat ich?

Ich blieb stehen.

Das hatte auch Marion Hayle gesehen. Sie kannte dieses teuflische Spiel. Schon einmal war vor ihren Augen ein Mann Isabellas Verlockungen erlegen, und das wollte sie nicht mehr mitmachen.

Sie hatte all ihre Kräfte aufgeboten und sich dagegen gestemmt, und sie merkte längst, daß es nur auf sie ankam.

Das Mädchen raffte sich auf.

Wenn es schon bei Suko nichts erreichen konnte, dann zumindest bei John Sinclair, schließlich war er gekommen, um dieses Grauen der schönen Frau zu stoppen.

Sie war kein Mensch mehr. Sie war eine lebende Tote, möglicherweise auch nur ein besonderer Geist.

Marion taumelte durch den Sand. Sinclair stand da wie eine Statue, und sie prallte gegen ihn, klammerte sich an ihm fest.

Ich hatte mit der Berührung nicht gerechnet und wäre fast noch gestürzt. Dann hörte ich Marions Stimme. Obwohl das Mädchen bei mir stand, klangen ihre Worte leise, als wären sie in weiter Ferne gesprochen worden. Sie hallten leise in meinen Ohren wider.

»John, Sie müssen ihn stoppen! John, ich bitte Sie…«

»Was?« Ich drehte den Kopf.

Verzweifelt schaute mich Marion an. »Stoppen Sie ihn! Isabella ist verflucht. Sie soll nicht noch mehr Opfer zu sich in das Meer ziehen. Bitte, John!«

Die Worte fruchteten. Ich kam mir vor, als wäre ich selbst aus einer großen Tiefe gestiegen und hätte alle Hindernisse abgeschüttelt, die mir im Weg standen.

Ich war wieder frei!

Und ich begriff endlich, was sich hier abspielte. Ich begriff auch, daß ich selbst etwas tun mußte, um dem Schrecken Einhalt zu gebieten. Es ging nicht nur um mich, sondern auch um Suko, dem das Wasser bereits bis zu den Hüften reichte. Schon bald würde er auf das Ziel seiner großen Sehnsucht zuschwimmen.

Die anlaufenden Wellen umspielten seine Gestalt. Für mich sah es so aus, als wollten sie ihn anheben und dann wieder in das Wasser hineindrücken. Es war kaum zu fassen, ich begriff ihn noch immer nicht, und mit jeder Sekunde, in der ich nichts tat, vergrößerte sich

die Distanz zwischen uns.

»Tun Sie was!«

Marion beließ es nicht allein bei den Worten. Sie rammte mir beide Hände in den Rücken.

Ich wurde nach vorn geschleudert und torkelte durch den weichen Sand, blieb auf den Beinen und spürte schon sehr bald die Feuchtigkeit unter meinen Schuhen, die den Sand an den Sohlen kleben ließ.

»Suko!«

Der Schrei hallte in seinen Rücken. Er sollte ihn stoppen, aber Suko ignorierte ihn.

Er hatte die Arme angehoben und sie der unheimlichen Frau entgegengestreckt.

Erst in diesem Augenblick begriff ich richtig, wie weit er sich bereits von mir entfernt hatte.

Konnte ich ihn erreichen?

Ich rannte los.

Plötzlich hämmerten meine Füße in die anrollenden Wellen hinein wie Peitschenschläge. Das Wasser spritzte an den Seiten hoch, es näßte meine Kleidung. Ich hetzte weiter und konnte nur hoffen, daß ich Suko noch früh genug erreichte.

Die Wellen rollten gegen mich. Sie kamen mir plötzlich so zäh wie Leim oder Teer vor, als wollten sie mich unbedingt zurückhalten. Suko sollte nicht mehr von mir erwischt werden, aber ich gab nicht auf, denn ich hatte den Bann endlich abgeschüttelt.

Ich holte auch auf.

Zu spät?

Plötzlich verlor mein Freund den Kontakt mit dem Boden. Sein Körper beugte sich nach vorn. Noch in der Bewegung vollführte er die ersten Schwimmbewegungen. Ich wußte, wie gut er schwamm, und vor dem Ziel würde ich ihn nicht einholen können.

»John!«

Marions Stimme bewirkte bei mir einen Adrenalinstoß.

Ich versuchte es mit einem letzten gewaltigen Sprung. Im Laufen hatte ich noch alle Kraft gesammelt, stieß mich auf dem weichen Boden ab und wuchtete mich nach vorn.

Ich hechtete praktisch über die anrollenden Wellen hinweg, um Suko doch noch zu erreichen.

Mein rechter Arm schlug nach unten. Zunächst traf er das Wasser, und dicht darunter spürte ich einen Widerstand.

Es war der Fußknöchel.

Die letzte, wirklich allerletzte Chance. Meine Hand war wie eine Klammer. Ich ließ den Knöchel nicht los, er mußte einfach eisern gehalten werden, sonst war alles vorbei.

Ich selbst rutschte nach vorn, das Wasser schlug über mir zusammen. Sofort hielt ich die Luft an und faßte mit der rechten Hand nach, um die Kraft zu verdoppeln.

Beide waren wir untergetaucht. Suko war zu überrascht, um sich zu wehren, nur deshalb gelang es mir, ihn wieder zurück ins flachere Wasser zu zerren.

Wir tauchten auf.

Knieten auf dem Grund.

Er starrte mich an.

»Was tust du?«

»Suko, ich…«

Er ballte die Hand zur Faust. Ich wußte, daß er mich niederschlagen wollte, denn Isabellas Bann war einfach stärker als unsere Freundschaft in diesem Augenblick. Suko war nicht mehr er selbst, er stand unter dem anderen Druck, die Klammer hielt ihn gepackt, und sie hatte sich in seine Seele gedrängt.

Ich war schneller als er. Das kam nicht oft vor, in diesem Fall schon, und der Stoß mit meinem Ellbogen schleuderte ihn zur Seite, so daß er völlig aus dem Gleichgewicht geriet, stürzte und das Wasser unter seinem Körper in die Höhe spritzte.

Er wollte weitermachen und rollte sich instinktiv aus der Gefahrenzone. Ich war schneller, lief ihm nach, zerrte ihn hoch - er war zum Glück halb benommen, so daß ich ihn mir ›zurechtlegen‹ konnte - und schlug dann mit der Handkante zu.

Es war ein Treffer, den selbst Suko nicht so leicht wegstecken konnte. Schließlich hatte ich diesen Schlag von ihm gelernt. Der Körper erschlaffte in meinem Griff. Ich hielt ihn fest, denn Suko durfte auf keinen Fall ins Wasser fallen.

Marion war bei mir. Sie half mir, den Inspektor aufs Trockene zu ziehen.

Im Sand legten wir ihn nieder.

»Und jetzt sie!«

Ich nickte nur, drehte mich um und ging den Weg zurück, den ich gekommen war.

Dabei hob ich beide Arme an und faßte nach meiner Halskette.

Eine knappe Bewegung, das Kreuz lag frei.

Im selben Augenblick erreichte mich die Stimme wie ein Gedankenstoß. ›komm her - komm zu mir‹.

Und ich kam…

***

Sobald es möglich war, schwamm ich. Ich hielt mich dabei unter Wasser. Das Kreuz hatte ich in meine Tasche gesteckt, zum richtigen Zeitpunkt würde ich es wieder hervorholen.

Auftauchen, Luft holen, sich umschauen…

Es klappte wie am Schnürchen, und ich sah die Köpfe der lebenden Wasserleichen nicht weit entfernt auf den Wellen schaukeln. Hoch über dem Kreis schwebte Isabella wie eine alles beherrschende Königin, die nichts erschüttern konnte.

Wieder glitt ich unter Wasser.

Es war sehr klar, ich konnte gut sehen und entdeckte sehr bald die Beine der gefährlichen Wasserleichen.

Unter ihnen tauchte ich hinweg. Allmählich wurde mir die Luft knapp. Ich war genau dort, wo ich hingewollt hatte, drehte mich noch einmal, stieß mich mit den Beinen ab und schoß pfeilgerade in die Höhe.

Ich tauchte auf.

Mitten im Kreis erschien der Kopf mit den nassen Haaren. Ich schnappte nach Luft, richtete den Blick allerdings sofort in die Höhe und sah über mir Isabellas Beine.

Lady Bluthaar hatte sich nicht bewegt!

Ich war bei ihr, so hatte sie es gewollt, und ihr Kopf senkte sich. Dabei gerieten auch die Haare in Bewegung. Sie fielen vor ihr Gesicht wie ein gefärbter Vorhang, von dem sich Isabella mit einer raschen Kopfbewegung befreite.

Wenig später sah ich bereits ihre Knie vor mir.

Ich wartete.

Ihre Bewegung war fließend. Die unheimlichen Köpfe glotzten mich aus ihren seltsamen Augenhöhlen an. Diese Wesen würden erst eingreifen, wenn ich eine Flucht versuchte.

Daran dachte ich nicht.

Ich wartete auf die verfluchte Schönheit Isabella. Ich wollte diese Frau anfassen, die viele Jahrhunderte überlebt hatte. Dicht vor mir glitt sie tiefer. Dabei vernahm ich kein Geräusch, deshalb wußte ich nicht, ob sie ein Zombie oder ein Geist war.

Ich trat Wasser.

Sie brauchte es nicht zu tun. Glatt und sicher tauchte sie immer tiefer. Ich befürchtete schon, daß sie ganz verschwinden würde, was aber nicht der Fall war.

Vor mir und in Kopfhöhe kam sie zur Ruhe.

Sie starrte mich an.

Auch ich hielt dem Blick stand, denn ich wollte die Schönheit ihres Gesichts aus der Nähe betrachten.

Schönheit?

Mich störte der Geruch, der von ihr ausging. Sie roch nach altem Fleisch, das längst in den Zustand der Verwesung übergegangen war. Es war einfach widerlich, mir stockte der Atem. Ihre Schönheit verblaßte allmählich.

Mir kam Isabella vor wie das, was sie wirklich war. Ein durch Schwarze Magie am Leben erhaltenes Wesen, das die Fäulnis nicht richtig hatte durchdringen können.

Und doch gab sie nicht auf. Ihre Hände legten sich auf meine Schultern. Sie drückten mich aber nicht tiefer, dafür hörte ich wieder ihre Botschaft in meinem Kopf.

›Rette mich. Gib mir Leben. Gib mir deine Kraft, Mensch. Ich werde weiterleben. Ich werde euch aussaugen können. Eure Kraft garantiert meine Existenz.‹ In ihre Augen trat ein Leuchten, das ich allerdings als finster ansah. Und sie gab mir noch einen Befehl. ›Küß mich.‹ Ich nickte.

Sie lächelte, aber sie wußte nicht, was ich wirklich beabsichtigte. Sie brachte ihren Kopf in meine Richtung und wollte mich küssen.

Ich hielt bereits mein Kreuz in der Hand. Sie drängte sich noch weiter vor. Ihre Lippen wollten die meinen berühren. Der Zwischenraum verkleinerte sich immer mehr.

Und in ihn hinein drückte ich mein Kreuz!

***

War es ein Schrei, der meine Ohren erreichte? Hatte ich mir alles nur eingebildet, oder blieb es bei den Zuckungen, die plötzlich durch den Körper liefen, denn die Berührung mit dem geweihten Talisman hatte Isabella nicht so einfach überstehen können.

Wieder einmal waren feindliche Welten zusammengeprallt. Innerhalb von Sekunden hatte sich die Umgebung verändert. Ich fühlte mich wie in einem brodelnden Topf. Ich konnte nicht sehen, was um mich herum geschah. Unwahrscheinlich starke Kräfte zerrten an mir. Sie drückten mich in die Tiefe. Ich befreite mich mit heftigen Schwimmbewegungen, stieß an die Oberfläche und sah, wie die Diener der schönen Isabella um mich herum zerrissen wurden. Das Kreuz hatte seinen Energien freien Lauf gelassen, und die unterschiedlich großen Blitze hatten wie Messer gewirkt und die schrecklichen Gestalten der Reihe nach zerstört.

Sie platzen weg. Trümmerteile schaukelten auf den Wellen, aber ich wollte sehen, was mit Isabella geschah.

Es gab sie noch.

Nur anders als zuvor. Sie schwebte nicht mehr über dem Wasser, denn ihre Füße berührten die Oberfläche, wo sie Halt bekam. Noch immer glich sie einer Königin. Allerdings einer, die vom Thron gestoßen worden war und jetzt schrecklich dafür büßen mußte.

Sie verging. Ihre Schönheit blätterte ab, als wollte dieser Vorgang den Beweis für das Sprichwort antreten, wie vergänglich Schönheit doch ist.

Da blieb nichts mehr zurück.

Nur alte schwarze Hautlappen. Sie hingen von dem bleichen Knochengerüst herab und hatten die Farbe der Inseln angenommen. Auf dem Wasser schwammen die Reste ihrer Diener, auch nur schiefergraue Asche, und sie würden nie mehr erscheinen.

Lady Bluthaars Gesicht zuckte. Gleichzeitig verkohlten ihre herrlich roten Haare. Sie ringelten sich zusammen und wurden zu pechschwarzen Fäden, die sehr bald den Halt verloren und abfielen wie welkes Laub im November.

Ihre Knochen brachen mit knirschenden Geräuschen und fielen ebenfalls wie ein Puzzle in sich zusammen. Es sah aus, als hätte man einer Marionette die Fäden durchgeschnitten.

Es regnete ›Trümmerteile‹ auf mich herab. Ich tauchte unter, schwamm dem Ufer entgegen, drückte mich erst wieder an die Oberfläche, als ich Grund unter meinen Füßen spürte.

Ich schaute zurück.

Nur Reste bewegten sich wippend auf dem Wasser.

Dann drehte ich mich.

Suko und Marion winkten mir zu. Daß beide lachten, freute mich auch, denn ich wußte, daß durch Isabellas Vernichtung auch der Bann um Suko gebrochen war.

Es war also doch noch gut ausgegangen, was ich von anderen Fällen leider nicht immer behaupten konnte…

ENDE